

# ◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

Peter Letkemann

**Weit war der Weg nach Osten – weiter noch der zurück**  
250 Jahre seit dem Siedler-Manifest der Zarin Katharina II.

3

Ernst Gierlich

**Der Korse strandete in Osteuropa**  
200 Jahre Befreiungskriege

6

Adolf Fiedler

**Der Mensch in seinem lichten Drange**  
Der 17. Juni 1953 und der Ostblock

9

Bernhard Jungnitz

**Wahrheit und Recht sind gottgefällig**  
Tagung über katholische schlesische Politiker

12

Dietmar Stutzer

**Ein bisschen kroatisch wollen wir auch noch werden**  
Kroatien ist Mitglied der Europäischen Union

13

**Tragen heißt Weitertragen**

So hielt es der heilige Gunther mit seinem Glauben

15

Dieter Göllner

**„Durchaus Ungewöhnliches passiert“**  
Sommer-, Stiftungs- und Jubiläumsfest im Haus Schlesien

16

**Licht der „dunklen Wälder und kristallinen Seen“**

„Kleines Ostpreußentreffen“ in Schloss Burg an der Wupper

17

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Podehl: Architektura Kaliningrada (*Klaus Weigelt*)

19

Schulz, Leuchtendes Schlesien

21

Buth, Kunert (Hg.): Kunze (*Georg Aeschel*)

22

Seminar für baltische Studenten (*Babette von Sass*)

23

## LITERATUR UND KUNST

Bärbel Beutner

**Das Vaterland an den Schuhsohlen**

Tagung der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft

25

Günter Gerstmann

**„Es war einsam hier, tief, tief!“**

Gerhart Hauptmanns lyrische oder gar pathetische Saite

28

**Es gibt keine Verbindung – nur noch eine seelische**

Fotografien von Silke Schwarz im DZM Ulm

30

## KK-NOTIZBUCH

31



*Wo hört das Herauslesen auf, wo beginnt das Hineingeheimnissen? Die Fotografie ist jene Gattung, die Letzteres zumindest erschwert, weil sie die Dinge klärend, ja aufklärerisch ins Licht setzt. Und dennoch ist gerade dieses Licht zuweilen rätselhafter noch als die Dinge selbst: in einem donauschwäbischen Haus in Backa Palanka fotografiert von Silke Schwarz*

Bild: siehe Seite 30

## Weit war der Weg nach Osten – weiter noch der zurück

Vor 250 Jahren verhiess Zarin Katharina II. deutschen Siedlern eine Zukunft, die dann Gegenwart wurde, doch längst Vergangenheit ist

Schon seit dem Mittelalter, insbesondere in den Zeiten der Hanse, gab es enge Beziehungen Russlands zu den westlichen Nationen und speziell zu den deutschen Territorien. Mit der beginnenden Modernisierung Russlands unter Zar Peter I. (1689–1725) kamen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr deutsche Gelehrte, Techniker, Handwerker und Militärs ins Land. Demgegenüber blieben große Gebiete des russischen Reiches weiterhin unbesiedelt und wüst, sodass den Zaren daran gelegen sein musste, diese brachliegenden Regionen wirtschaftlich zu nutzen. Die einheimische Bevölkerung war aufgrund ihrer sozialen und materiellen Struktur dazu nicht in der Lage.

Als am Ende des Siebenjährigen Krieges die Zarin Katharina II. („die Große“) den russischen Thron bestieg, war aus der unscheinbaren anhaltinischen Prinzessin nach 17 Jahren Wartestand am Petersburger Hof eine selbstbewusste und vielseitig gebildete Herrscherin geworden. Sie entfaltete sogleich intensive innenpolitische Aktivitäten, um sich Anerkennung zu verschaffen und zugleich die Einheit des Reiches zu gewährleisten. Auch mit Blick auf die Verbesserung der Grenzsicherung entschloss sie sich umgehend zu einem großangelegten Kolonisationsprojekt und verfasste 1762 einen ersten Werbeauftrag (in fünf Sprachen), der wegen restriktiver Bestimmungen jedoch keinen Widerhall fand, zumal in Teilen Europas noch Krieg herrschte und viele Staaten Auswanderungsverbote verhängt hatten. Daraufhin erließ Katharina am 2. Juli 1763, also vor 250 Jahren, ein erheblich weiter gefasstes Manifest, in dem sie vornehmlich ausländische Siedler in ihr Reich einlud, in dem „keine geringe Zahl solcher Gegenden

noch unbebaut liege, die mit vorteilhafter Bequemlichkeit zur Bevölkerung und Bewohnung des menschlichen Geschlechts nutzbar“ gemacht werden könnten. Die dortigen Ländereien hielten „in ihrem Schoße einen unerschöpflichen Reichtum an allerlei kostbaren Erzen und Metallen verborgen; und weil selbige mit Holzungen, Flüssen, Seen und zur Handlung gelegenen Meeren genugsam versehen, so sind sie auch ungemein bequem zur Beförderung und Vermehrung vielerlei Manufakturen, Fabriken und verschiedenen anderen Anlagen“ zu gebrauchen.



*Katharina II., die Große, groß inszeniert von einem unbekanntem Hofmaler*

Bilder: OKR-Band „Russland und die Deutschen“

Dieses zweite Manifest war von außerordentlichem Erfolg gekrönt und löste über Jahrzehnte – wenn auch nicht durchgehend gleichmäßig – einen Strom von überwiegend deutschen Auswanderern in die mittel- und südrussischen Gebiete aus. Die wichtigsten Zugeständnisse des Privilegs lauteten: absolute Religionsfreiheit, auch für Juden; kostenlose Zuteilung von 30–60 Hektar Land; Steuerfreiheit für 10–30 Jahre; zinslose Darlehen für Hausbau und Anschaffungen; Befreiung vom Militärdienst „auf ewige Zeit“ sowie eigene Gemeinde- und Schulverwaltung. Eine spezielle russische Behörde sollte das Ansiedlungsverfahren begleiten.

Rund ein Jahrhundert lang zogen nun fast ausschließlich deutsche Bauern, Handwerker, Arbeiter und ausgediente Soldaten in das russische Reich und ließen sich in unterschiedlich großen Siedlungsformen an der Wolga, bei St. Petersburg, im Schwarzmeergebiet und im Südkaukasus nieder. Die ersten Siedler kamen aus Hessen, der Pfalz, aus Süddeutschland und den Rheinlanden. Hauptgründe für die Abwanderung waren die z. T. katastrophalen Lebensbedingungen der Landbevölkerung

nach den Kriegsverheerungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Während der ersten Zuzugswelle kamen ca. 30 000 Menschen nach Russland, davon ca. 26 000 in die Gegend von Saratow an der unteren Wolga. Nach den anfänglichen Schwierigkeiten, mit denen alle Siedlungen zu kämpfen gehabt haben, nahm gerade dieses Gebiet einen beachtlichen Aufschwung, und dieser führte schließlich dazu, dass im Jahr 1924 innerhalb der Sowjetunion die Deutsche Wolgarepublik errichtet wurde, die 28 000 Quadratkilometer umfasste und rund 600 000 Einwohner hatte, darunter 420 000 Deutsche. Das erklärt auch, wieso die Russlanddeutschen oft mit den „Wolgadeutschen“ gleichgesetzt werden.

Die erwähnten Anfangsschwierigkeiten bereiteten den angeworbenen Siedlern allerdings Probleme von beträchtlichem Ausmaß, mit denen sie kaum gerechnet hatten und die von den blumigen Ankündigungen des Manifests oft nicht viel übrig ließen. Schon die Reise in die vorgesehenen Gebiete dauerte Monate (manchmal auch über ein Jahr) und war von Strapazen wie Hunger, Kälte, Krankheiten und Überfällen begleitet. Den lokalen Behörden war der



*Es ist falsch, diese sowjetdeutschen Delegierten des XXVII. Parteitages der KPdSU aufgrund ihrer Dekorationen als Dekor der Sowjetmacht geringzuschätzen. Echte Entschlossenheit gibt es sogar in der verlogenen Gesellschaft. Sie wollten etwas ...*



*Gelungen ist jedoch nur zeitweilig das eine oder andere. Schon die nächste Generation steht in den 80-er Jahren mit Plakaten auf dem Roten Platz, die weder dekorativ noch überhaupt sowjetischen Inhalts sind*

Umgang mit den Vorrechten der ausländischen Siedler nicht vertraut, und vor Ort fanden diese häufig weder Unterstützung noch Material vor, um sich einrichten zu können. Eine ärztliche Versorgung fehlte völlig; das ungewohnte Klima, Epidemien und sonstige Entbehrungen forderten viele Opfer. Zudem wurden einige Kolonien in den Anfangsjahren von Nomaden überfallen und die Bewohner nach Mittelasien verschleppt, was sich dann beim Pugatschow-Aufstand 1773/74 wiederholte. Man nimmt an, dass in der ersten Siedlungsphase (bis 1775) etwa 7400 Siedler diesen Widrigkeiten zum Opfer gefallen sind.

Unter diesen Bedingungen dauerte es viele Jahre, ehe die Neusiedler an einen systematischen, dauerhaften Auf- und Ausbau der Kolonien gehen konnten. Die Kriege Russlands gegen das Osmanische Reich 1768–1774 und 1787–1791 unterbrachen zwar den Zuwandererstrom, doch gewann das Zarenreich große Gebiete im Süden bis zur Schwarzmeerküste, die als „Neurussland“ (die heutige Südukraine) gleichfalls dem bisherigen Kolonisationsprogramm angeschlossen wurden. Schon in den 1780-er Jahren lebte die Siedlungstätigkeit von russischer Seite wieder auf, wobei sie sich vorwiegend auf die Anwerbung von

Mennoniten aus Danzig/Westpreußen konzentrierte. Diese gerieten, trotz ausdrücklicher preußischer Privilegien, wegen ihrer Glaubensgrundsätze mit den Behörden zunehmend in Konflikt, wozu 1789 noch das Verbot weiteren Landerwerbs kam. So nahmen sie dankbar die Einladung der russischen Regierung von 1786 an und zogen – durch Vorauskommandos gut vorbereitet – in das vorgegebene Gebiet nördlich des Schwarzen Meeres. Im Laufe des Jahres 1788 verließen 228 Familien Danzig, um auf der Dnjepr-Insel Chortitza die erste Mennonitensiedlung auf russischem Boden zu begründen. Da die Zahl der Zuwanderer in den nächsten Jahren stark anwuchs, erbaten sie vom neuen Zaren Paul I. ein „Gnadenprivileg“, das ihnen am 6. 9. 1800 gewährt wurde und das mit den Zusagen von 1763 weitgehend übereinstimmte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam es zu einer zweiten großen Auswanderungswelle westpreußischer Mennoniten, in deren Folge eine weitere Schwarzmeerkolonie am Molotschnaja-Fluß – etwa 50 Kilometer vor der Nordküste des Asowschen Meeres – angelegt wurde, die um 1860 insgesamt 57 Dörfer umfasste und einen außergewöhnlich hohen Kulturstand erreichte. Bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts schlossen sich noch kleinere Züge an, die sich auch in andere schon bestehende Siedlungsgebiete eingliederten. Obwohl die Zahlenangaben schwanken, kann man davon ausgehen, daß insgesamt mehr als 10 000 Menschen dieser Glaubensrichtung nach Russland gezogen sind, womit sie zahlenmäßig die größte geschlossene Gruppe der später so genannten Russlanddeutschen darstellen.

Im Gegensatz zu den frühen Kolonisten war es den Mennoniten möglich gewesen, durch vorausschauende Planung sowie durch Mitnahme von Geld, Vieh und Gerätschaften die Anfangsschwierigkeiten in ihrer neuen Umgebung besser zu meistern und ihre Siedlungen wirtschaftlich

schneller voranzubringen, ja sogar einigen Wohlstand zu erreichen. Sie entsprachen damit etwa dem Idealbild von den „Musterwirten“, das der Zarin Katharina bei ihrem Aufruf von 1763 vorgeschwebt haben mag und das sich wohlmeinenden Blicken so darstellt: „Wo vordem sich endlose Steppe ausdehnte, die noch nie bearbeitet worden war und weder Baum noch Strauch aufwies, hatte sie sich unter der tatkräftigen Arbeit zielbewußter deutscher Pionierbauern fast zauberhaft schnell in eine blühende, fruchtbare Gegend verwandelt. Um die planvoll angelegten Dörfer waren schöne Gärten und Wälder angepflanzt.“ (Mennonitisches Lexikon, Bd. 3, 1958, Art. „Molotschna“)

Auf diese idyllische Szenerie, die ohne Zweifel der Realität entsprach, begannen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dunkle Schatten zu legen. Trotz unterschiedlicher Nationalität, Konfession und Lebensauffassung lebten Deutsche und Russen zunächst friedlich nebeneinander, doch kamen erste Spannungen auf,

als 1861 die Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft einsetzte und Konkurrenzneid und Missgunst aufkamen. Es waren die ersten Schritte eines schleichenden Prozesses, der nach und nach die Ergebnisse einer ebenso mühsamen wie erfolgreichen Aufbauarbeit zerstörte: Aufhebung der religiösen und administrativen Sonderrechte, nationaler Chauvinismus, Russifizierung, Kriege, Revolution und schließlich die Auswüchse der totalitären Regime markieren die Etappen eines schmerzlichen Weges, die hier nur angedeutet werden können und die bekanntlich bis ins 21. Jahrhundert nachwirken. Auf bedrückende Weise schließt sich der Kreis und lenkt den Blick auf die Anfänge mit lockender Verheißung und ebenso bitterer Not und Qualen. Einzuschließen ist aber auch der Blick auf eine – über weite Strecken – bewundernswerte Erfolgsgeschichte, die zumindest in ihrer europäischen Dimension ihresgleichen sucht.

*Peter Letkemann (KK)*

## **Der Korse strandete in Osteuropa**

An die Befreiungskriege vor 200 Jahren erinnerte die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Verbindung mit dem Hauptmann-Haus

Es ist bemerkenswert, dass es vornehmlich die mit deutscher Kultur des östlichen Europa befassten Einrichtungen sind, die sich bislang des 200. Jahrestags der Befreiungskriege gegen die napoleonische Vorherrschaft in Europa annehmen. So präsentieren bzw. präsentierten beachtliche Ausstellungen samt umfangreichem Begleitprogramm das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen-Hösel und das Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott, widmen wissenschaftliche Symposien dem Thema das Kulturwerk

Schlesien, Würzburg, und jüngst in Verbindung mit dem Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf, die Bonner Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Königswinter am Rhein. Grund hierfür ist nicht zuletzt der „ostdeutsche“ Anteil am Geschehen des Jahres 1813. Dies betrifft zum einen die handelnden Personen mit ihren starken Verbindungen zu den östlichen preußischen Provinzen, also die den Wiederaufstieg ermöglichenden Reformer, die zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft aufrufenden Intellektuellen und die militäri-

schen Befehlshaber, zum anderen wichtige Orte wie das ostpreußische Tauroggen und das schlesische Breslau.

Zu Beginn der Königswinterer Tagung, die sich vorgenommen hatte, Voraussetzungen, Verlauf und Ergebnisse des Jahres 1813 zu erörtern sowie nicht zuletzt literarische und historiographische Spiegelungen der Ereignisse vorzustellen, bezeichnete Hans-Günther Parplies, der Vorsitzende der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, das verbreitete Schweigen in Presse und Öffentlichkeit über die Volkserhebung von 1813 gleichwohl als irritierend. Wie er betonte Tagungsleiter Dr. Winfried Halder, der Direktor des Gerhart-Hauptmann-Hauses, die immense Bedeutung des Jahres 1813 nicht nur für das Deutschland

des 19. Jahrhunderts, dessen territoriale Gestalt einschließlich der Bildung des Nationalstaates von den Ergebnissen der Befreiungskriege in weitem Umfang bestimmt wurde, sondern auch für das Deutschland der Gegenwart, das sich in seiner Staatssymbolik bewusst hierauf bezieht. Dabei schienen, so Halder, die von den Volksbewegungen unterstützten Kriege der europäischen Staaten zunächst ein lediglich äußerer Erfolg zu sein: Zwar gelang es, das Joch Napoleons abzuschütteln, dessen anmaßende frankreichzentrierte Europaidee zu konterkarieren, doch leiteten beim folgenden Wiener Kongress die alten Kräfte umgehend eine Rückkehr zum status quo ante der Fürstentherrschaft ein. Der Befreiung nach außen entsprach somit keine Freiheit im Inneren.

Diese Zusammenhänge stellte auch Professor Dr. Tilman Mayer, Politikwissenschaftler an der Universität Bonn, heraus. Zukunftsweisend waren jedoch die Reformprozesse, die schon in der Zeit der napoleonischen Vorherrschaft in den europäischen Staaten angestoßen wurden, dies am eindrucksvollsten im zum Kleinstaat degradierten Preußen. Von Ideen der Aufklärung und Revolution beeinflusst, bereitete die umfassende preußische Reformpolitik – hier seien für den zivilen Bereich nur die Namen Stein und Hardenberg, für den militärischen Scharnhorst und Gneisenau genannt – den Boden für ein spektakuläres Wiedererstarken und damit für eine über den Sieg über Napoleon hinaus wirksame Modernisierung.

Der Militärhistoriker Dr. Thomas Lindner, Bonn, zeichnete den bewegten Lebensweg von August Neidhardt von Gneisenau nach, der, von König Friedrich Wilhelm III. 1807 in die Militärreorganisations-Kommission berufen, vehement für sein Ideal eines selbstbewussten, seine Verteidigung selbst organisierenden Volkes eintrat und als treibende Kraft in der Völkerschlacht bei Leipzig wirkte. Karin Feuerstein-Praßer,



*Licht dringt aus dem deutschen Eichenwald, doch die Idylle trägt: die Freiheitskämpfer Theodor Körner, Karl Friedrich Friesen und Christian Ferdinand Hartmann auf Posten. Gemälde von Georg Friedrich Kersting*

Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

Köln, beschäftigte sich mit der Gestalt der Königin Luise von Preußen, deren Bedeutung nicht nur in ihrem – vor allem im Atmosphärischen erfolgreichen – Einsatz für die Interessen des darniederliegenden Preußen liegt, etwa bei der berühmten Begegnung mit Napoleon in Tilsit von 1807, sondern mehr noch in ihrer mythischen Verklärung nach dem frühen Tod, die sie in weiten Bevölkerungskreisen zu einer säkularen Schutzpatronin Preußens in den Befreiungskriegen und im weiteren 19. Jahrhundert werden ließ.

Mit König Friedrich August I. von Sachsen präsentierte Dr. Winfrid Halder exemplarisch eine Persönlichkeit, die „auf der Verliererseite“ stand; der König hatte sich von Napoleon eine Stärkung gegen die mächtigen preußischen Nachbarn versprochen und scheiterte mit ihm, der fast zwei Drittel seines Territoriums verlor. Von patriotischer Aufbruchsstimmung, wie sie in Preußen zur Zeit der Befreiungskriege herrschte, konnte ebenso wie in Sachsen auch am Rhein, in dem französischen Kaiserreich zugeschlagenen Gebieten links und den von Napoleons Gnaden etablierten Staaten rechts des Stroms, kaum die Rede sein. Gemäß Dr. Bettina Severin-Barboutie, Gießen, empfand man dort die französische Herrschaft bzw. Bevormundung nur bedingt als Fremdherrschaft und wusste deren Vorteile, etwa die Einführung des modernen, „feudale“ Privilegien beseitigenden Code Civil, wohl zu nutzen.

Als „Herolde der Befreiung“ wurden im Rahmen einer von Dr. Hajo Buch eindringlich gestalteten abendlichen Lesung der Sächse – immerhin – Theodor Körner sowie der Vorpommer Ernst Moritz Arndt vorgestellt, die mit ihren Gedichten und Streitschriften leidenschaftlich zum Freiheitskampf gegen die napoleonische Fremdherrschaft aufriefen. Wie man die Befreiungskriege gegen Ende des 19. Jahrhunderts literarisch verarbeitete, machte die Vorführung einer Verfilmung des einst vielgelesenen,



*Helden? „Helden“? An der Ikonographie der Befreiungskriege scheiden sich manche Geister. Nehmen wir in den Blick (v. o.): Bülow, Tauentzien, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Wartenburg, Nollendorf. Lithographie nach einer Zeichnung von Wilhelm Devrient*

Ullstein-Bilderdienst

die patriotischen Stimmung der preußischen Bevölkerung spiegelnden Romans von Hermann Sudermann deutlich, „Der Katzensteg“.

Unter anderem anhand des Umgangs mit nach den „Helden“ der Befreiungskriege benannten Straßen machte Dr. Gerd Fesser, Jena, die Wandlungen der Geschichtspolitik in Ost und West, sprich in der SBZ/DDR und der Bundesrepublik, anschaulich. Wurden Scharnhorst, Blücher und Gneisenau in Mitteldeutschland zunächst als Vertreter des preußischen Militarismus geächtet und ihre Namen aus dem Stadtbild getilgt, so erfolgte noch in den 1950-er Jahren eine Umwertung, sah man in ihnen fortschrittli-



che Kräfte im Sinne des Sozialismus und ehrte sie, u. a. mit eigenen Briefmarken. In der Bundesrepublik gab es keine Ächtung, sondern man erinnerte sich ihrer nicht zuletzt in Rahmen militärischer Traditionspflege, doch erlahmte die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen mehr und mehr.

Speziell die schlesischen Verbindungen hob Dr. Stephan Kaiser, Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen, hervor, dies zur Einstimmung auf den Besuch der – z. B. mit dem Friedensvertrag von Tilsit und mit handschriftlichen Entwürfen zum Aufruf „An mein Volk“ – glänzend bestückten

Ausstellung zu 200 Jahren Befreiungskriege: „Das Vaterland ist frey“. Mit dem Ausstellungsbesuch endete die gut besuchte Tagung zu einem Wendepunkt deutscher Geschichte, den aus Rücksichtnahme gegenüber unseren Freunden im westlichen Europa zu verschweigen als gänzlich unnötig erscheint. Schließlich geht es doch heute keineswegs um eine antifranzösische oder antieuropäische Disposition, für die die Befreiungskriege in früheren Zeiten erhalten mussten, sondern allenfalls um eine antinapoleonische.

*Ernst Gierlich (KK)*

## **Der Mensch in seinem lichten Drange**

Der 17. Juni 1953 in der DDR war ein Aufflackern, das in den Ländern des Ostblocks zur steten Flamme wurde



*Leidlich würdige, aber späte, zu späte Wiedergutmachung: Ehrenbegräbnis 1989 für Imre Nagy, den Helden des ungarischen Aufstands von 1956*

Bilder: Südwest Verlag

Durch den Gang der Geschichte habe der 17. Juni seinen Sinn verloren, meinte Egon Bahr am 17. Juni 1976 auf einem Bezirksparteitag der SPD meinen zu müssen. Gewissermaßen folgerichtig veranstaltete die Bundesarbeitsgemeinschaft für ostdeutsches Kulturerbe im Unterricht e. V. (BAG) in Zusammenarbeit mit dem vhs-Bildungszentrum Sambachshof Bad Königshofen ein Seminar mit dem Thema „Demokratie- und Freiheitsbewegungen im ehemaligen Ostblock“. Adolf Fiedler, Vorsitzender der BAG, und Ulrich Rümenapp, Studienleiter am Sambachshof, begrüßten die Teilnehmer.

Bahrs Aussage zitierte Dr. Josef Haas, Hirschaid, in seinem Referat „Die Auswirkungen des 17. Juni 1953 auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR“. Diesem Vortrag vorangegangen waren seine Ausführungen zur Vorgeschichte. Der Referent nannte als Ursachen des Aufstandes vor allem die Ignoranz der SED gegenüber dem Unmut der Arbeiter über die Erhöhung der Arbeitsnormen und die

schlechte Versorgung mit Konsumgütern. Obwohl die Normerhöhung bereits am 16. Juni zurückgenommen wurde, kam es zu zwei Streiks in Ost-Berlin, die sich am folgenden Tag zu landesweiten Streik- und Aufstandsbewegungen ausweiteten; jetzt wurden auch politische Forderungen erhoben wie freie Wahlen und Wiedervereinigung Deutschlands. Ein Schlichtungsversuch Otto Grotewohls über Rundfunk verfehlte seine Wirkung. Am Nachmittag rollten die sowjetischen Panzer und bereiteten Streik und Aufstand ein blutiges Ende. 34 Tote, mehrere Verwundete, zwei Hinrichtungen in den folgenden Tagen und über 1200 Verurteilungen waren die traurige Bilanz. Die SED-Führung erklärte die Vorgänge als das Werk westlicher Agenten. Wer etwas anderes sagte, wurde bestraft. In der Bonner Republik sah man in den Ereignissen dieses Tages das Freiwerden von Freiheits- und Demokratiewillen des deutschen Volkes nach jahrelanger Unfreiheit und Diktatur. Dieser Sinn des Tages ging jedoch mit der 68-er Bewegung und der neuen Deutschland- und Ostpolitik der sozialliberalen Koalition nach 1969 verloren, wie das Zitat aus Egon Bahrs Rede nach den Worten des Referenten zeige.

Dr. Ralf Göllner, Regensburg, sprach zu dem Thema „Der ungarische Volksaufstand 1956 und seine Auswirkungen“. Die Voraussetzungen dieses Aufbegehrens des Volkes sah der Referent auf zwei Ebenen, einer nationalen und einer internationalen. Auf letzterer gehörten die Entstehung des Ost-West-Konfliktes, dessen Eskalation zum Kalten Krieg und die Herausbildung des von der Sowjetunion beherrschten Ostblocks. Auf die nationale Ebene stellte der Referent die schrittweise Sowjetisierung des Landes nach 1945. Ausgelöst wurde der Aufstand im Gefolge einer Studentendemonstration im Oktober 1956. Erst als Imre Nagy den Austritt des Landes aus dem Warschauer Pakt und die Neutralität nach Schweizer Vorbild verkündete, marschierten sowjetische Truppen ein und warfen



*Sie scheuten nicht die Dünste der Geschichte:  
Prager Wenzelsplatz, August 1968*

den Aufstand nieder. Neben zahlreichen Toten und Verletzten folgten Verhaftungen mit Hinrichtungen und Deportationen in die Sowjetunion. Der von den Sowjets eingesetzte neue Partei- und Staatschef Kadar praktizierte einen „sanften“ Kommunismus. Gedanken an Freiheit und Demokratie blieben trotz allem im Bewusstsein der Menschen wach und brachen immer wieder hervor, so im Prager Frühling 1968 und in Polen 1980. Allerdings durfte der Machtbereich der Sowjetunion, der Warschauer Pakt, nicht in Frage gestellt werden. Auch der Westen (USA) respektierte den Machtbereich der Sowjets, etwa beim Bau der Berliner Mauer 1961.

Peter Mokwa, Ludwigsburg, referierte in drei Teilen zu dem Thema „Der polnische Volksaufstand 1980 auf dem Hintergrund der Freiheitsbewegungen im Kommunismus“. Zur Vorgeschichte der Ereignisse vom August 1980 gehörten die wiederholten Streiks und Unruhen ab 1956, die ihre Grün-

de in den ständigen Wirtschaftskrisen hatten; Stagnation des Wirtschaftswachstums, Arbeitslosigkeit, Heraufsetzung der Preise für Nahrungsmittel und Konsumgüter aller Art, Mangelwirtschaft waren kennzeichnend für die Lage Polens in dieser Zeit. Die vom Hoffnungsträger Gomulka im Sommer 1956 versprochenen Reformen blieben im Ansatz stecken (Aufhebung der Zwangskollektivierung, Religionsfreiheit). Er wurde daher nach dem „blutigen Dezember 1970“ (gewaltsame Niederschlagung von Streiks und Unruhen) von Gierек abgelöst. Aber auch unter diesem volksnahen Staats- und Parteichef konnten die Probleme nicht gelöst werden. Streiks und Unruhen 1976 und 1978 mündeten in den Aufruhr im August 1980. Die Verhaftung von streikenden Werftarbeitern und einer Kranführerin in Danzig ließen den Streik sich zum Aufstand auswachsen, der sich landesweit ausweitete. Anders als bisher wirkten jetzt Episkopat und Priester der katholischen Kirche aktiv mit. Dieser Wandel der Kirche kann als Auswirkung des Besuches des polnischen Papstes Johannes Paul II. 1979 in seinem Heimatland gesehen werden. Seine Worte von den Menschenrechten waren verstan-



*Gesegnet sei die Freiheit: Papst Johannes Paul II. und Lech Walesa 1981 bei einer Audienz im Vatikan*

den worden. In der „Danziger gesellschaftlichen Vereinbarung vom 31. August 1980“ zwischen kommunistischer Staatsführung und Protestbewegung wurde die Gründung einer freien unabhängigen Gewerkschaft vereinbart. Vorsitzender der Solidarnosc wurde Lech Walesa, einer der führenden Köpfe der Streik- und Protestbewegung. Dass Staat und unabhängige Gewerkschaft auf gleicher Augenhöhe miteinander verhandeln, war im Kommunismus ein Novum. Entsprechend beargwöhnte auch Moskau diese Entwicklung, und den Scharfmachern im Politbüro gefiel die Situation auch nicht, Gierек wurde daher von seinen Ämtern abgelöst, im Sommer 1981 aus der Partei ausgeschlossen und im Dezember des Jahres verhaftet; General Jaruzelski wurde Giereks Nachfolger. Das Kriegsrecht wurde verhängt, Panzer und Soldaten beendeten Streiks und Proteste, die Solidarnosc wurde verboten. Diese Maßnahmen verhinderten ein Eingreifen des Warschauer Paktes. Die 1. Panzerdivision der NVA stand bereits an der unteren Oder zum Einsatz bereit.

Aber auch in Polen galt wie in Ungarn, Freiheitswille und Vorstellung von Demokratie blieben im Bewusstsein der Menschen wach, brachen 1989 erneut auf und führten zum endgültigen Zusammenbruch kommunistischer Diktaturen.

Das Abschlussreferat hielt Adolf Fieder, Frankenberg/Eder, zur „Umsetzung der Seminarthematik in die Bildungsarbeit“. Er stellte Schritte und Methoden der Sowjetunion zum Ausbau ihres Machtbereiches und so zur Entstehung des Ostblockes dar. „Volksfrontpolitik“ diente der Überleitung von parlamentarischer Demokratie zum Sowjetsystem. Anschließend stellte der Referent einige Unterrichtsreihen vor, in die sich die Seminarthematik einbauen lässt.

Die Teilnehmer nahmen die Einsicht mit, wie wichtig es ist, auch oder gerade über das zu reden, für dessen Verschwinden man dankbar sein kann.

*Adolf Fiedler (KK)*

# Wahrheit und Recht sind gottgefällig

Tagung über katholische schlesische Politiker

Unter der Themenvorgabe „Schlesische katholische Politiker des 19. und 20. Jahrhunderts“ trafen sich knapp fünfzig Schlesier und an Schlesien Interessierte zum Historisch-politischen Arbeitskreis des Heimatwerkes Schlesischer Katholiken im Erbacher Hof – Bildungszentrum der Diözese Mainz zu einer Tagung, die hinsichtlich ihrer inhaltlichen Zusammenstellung wohl beispiellos ist. Vor dem Hintergrund des bundesrepublikanischen Wahljahres 2013 wurden die schlesischen katholischen Politiker Ulitzka, von Ballestrem, Hupka und Czaja in den Fokus genommen und in anschaulicher Weise von den Referenten präsentiert.

Nach der Begrüßung der Versammelten durch Professor Dr. Josef Joachim Menzel, den Präsidenten des Heimatwerkes Schlesischer Katholiken, stellte Dr. Guido Hitze anhand seiner im Jahre 1999 zum Abschluss gebrachten Dissertation mit dem Titel „Carl Ulitzka 1873–1953 oder Oberschlesien zwischen den Weltkriegen“ den Priester, Seelsorger, Kirchenbauorganisator, weit- und umsichtigen ober-schlesischen Patrioten, Zentrumspolitiker, ober-schlesischen Landeshauptmann und Vorsitzenden des ober-schlesischen Provinzialausschusses, NS-Widerständler und KZ-Insassen Carl Adolf Franz Ulitzka, geboren 1873 in Jernau, Oberschlesien, und gestorben im Jahre 1953 in Berlin-Friedrichshagen, vor. Ob seiner imposanten Erscheinung wurde Ulitzka auch der „ungekrönte König Oberschlesiens“ genannt.

Dr. Jörg Bilke porträtierte den im Jahre 1915 in Ceylon geborenen und im ober-schlesischen Ratibor aufgewachsenen Herbert Hupka als eine Persönlichkeit, der aufgrund jüdischer Vorfahren mütterlicherseits von den nationalsozialistischen Machthabern der Zugang zum Lehrerberuf sowie ein Verbleiben in der Wehrmacht verwehrt



*Fortiter in re,  
suaviter in mo-  
do – stark in der  
Sache, mild in der  
Methode. Diesen  
seinen Wahl-  
spruch sah man  
Herbert Hupka  
förmlich an*

Bild: OKR

worden war und die sich für Schlesien zu interessieren begann, als es 1945 unter kommunistischen Einfluss geriet und für Hupka bis 1990 nicht mehr erreichbar war. Nach journalistischen Tätigkeiten in den ersten Nachkriegsjahren wurde Hupka u. a. 1959 Pressechef des Kuratoriums Unteilbares Deutschland und seit 1979 gemeinsam mit Bilke für den Ostdeutschen Kulturrat tätig. Politisch zunächst in der SPD verankert, wechselte Hupka wegen der Ostverträge Anfang der siebziger Jahre zur CDU und besuchte 1990 nach dem Zerfall des Ostblocks seine ober-schlesische Heimat und insbesondere Ratibor, wo er ohne Ressentiments empfangen wurde. 2006 starb Herbert Hupka in Bonn.

Am Abend des ersten Tagungstages fesselte die seit Jahrzehnten in Meersburg am Bodensee lebende, aus Schlesien stammende Literatin Monika Taubitz die Zuhörer mit einer Lesung aus ihrem Roman „Winteralbum“ und führt die Lauschenden zu drei Häusern – Stätten ihrer Kindheit – im Schatten des Zobtenberges, in der schlesischen Metropole Breslau und in der Grafschaft Glatz.

Nach der Messe am Sonntagmorgen begann der zweite Tag mit einer außerplanmäßigen, überraschenden Aktion: Im Vorfeld des 80. Geburtstages von Professor

Dr. Josef Joachim Menzel und im Umfeld des 70. Geburtstages von Dr. Maria Menzel wurde dem Ehepaar Menzel im Auftrag des Apostolischen Visitators em. Prälat Winfried König und des amtierenden Visitators Dr. Joachim Giela die Kardinal-Bertram-Medaille als „ein Zeichen der Würdigung und des Dankes für den beispielhaften Einsatz im Dienste der Heimatvertriebenen und ihrer religiösen, kulturellen und sozialen Belange“ überreicht. Von den Versammelten wurde die Verleihung dieser Auszeichnung mit lebhaftem Beifall bedacht.

Dr. Helmut Neubach stellte anhand des von 1885 bis 1908 geführten Tagebuches des Grafen Franz von Ballestrem (1834–1910) dessen Leben vor. Einige Merksätze mögen diese in vielerlei Hinsicht herausragende Gestalt charakterisieren: Er war Katholik durch und durch; er war Oberschlesier und Patriot; er war Zentrumspolitiker ober-schlesischer Couleur; mit dem Kopf war er in Berlin, mit dem Herzen in Wien verortet; er war ein Verfechter des „Alten“, dem Modernen eher abgeneigt (gleichwohl setzte er sich vehement dafür ein, dass Breslau eine Technische Hochschule bekam); er war für die Nöte seiner Arbeiter offen, baute Siedlungshäuser für seine Bergleute und richtete Ferienkolonien für deren Kinder

ein, weshalb man ihn „den guten Franzek“ nannte; er sei „bester Reichspräsident des Kaiserreiches gewesen“, sagte später der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann; und er war leidenschaftlicher Jäger.

Das Leben und Wirken des im Jahre 1914 in Teschen, Österreichisch Schlesien, geborenen und im Jahre 1997 in Stuttgart gestorbenen Herbert Czaja stellte dessen Tochter Christine Maria Czaja anhand einer Fülle von Bildern vor. Nach dem Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der Jagiellonen-Universität in Krakau und weiteren Promotionsstudien in Wien erfolgte 1939 Czajas Promovierung in Krakau und seine erste Lehrertätigkeit dort. Nach Wehrdienst und amerikanischer Kriegsgefangenschaft wurde er 1945 nach Oberschlesien rückgeführt und 1946 aus seiner Heimat vertrieben. Als Studienrat in Stuttgart wurde er 1946 Mitglied in der Jungen Union und in der CDU und als solches bis 1990 Mitglied des Deutschen Bundestages mit starkem Engagement für die Vertriebenen und für Familien und Kinder.

Beschlossen wurde dieser Historisch-politische Arbeitskreis mit dem Singen des Irischen Segensgrußes.

*Bernhard Jungnitz (KK)*

## **Ein bisschen kroatisch wollen wir auch noch werden**

Seit dem 1. Juli ist Kroatien Mitglied der Europäischen Union

Seit dem 1. Juli ist Kroatien mit seinen etwa 4,5 Millionen Einwohnern auf 56 000 Quadratkilometern und der Hauptstadt Zagreb/Agram das 28. Mitgliedsland der EU.

Die Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie ist in Kroatien der wichtigste Industriezweig, mit dem Tourismus der einzige von größerer Bedeutung überhaupt, der eine starke Marktposition unter den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens hat. Anders ist es im

Lebensmittel- und Getränkeaus-tausch mit der EU, bei dem ein hohes Defizit besteht, am meisten zugunsten deutscher Lieferanten. Insgesamt importiert das Land 40 Prozent seines Nahrungsmittelbedarfes.

Die kleinteilige, kapital- und produktivitätsschwache Agrarerzeugung liefert zwar vielfach qualitativ hochwertige Rohstoffe, die dem Biobegriff nahekommen, aber zu hohen Preisen. Sie sind für die Lebens-



*Die Früchte strahlen,  
die Menschen weniger,  
sie wiegen, zählen,  
rechnen im Kleinen  
wie im Großen. Ver-  
rechnen ist immer  
doppeldeutig: Markt in  
Osijek*

Bild: privat

mittelverarbeiter und Getränkehersteller ein Nachteil, der ihre Wettbewerbsfähigkeit schwächt. Hinzu kommen im Vergleich zu den EU-Produzenten technisch veraltete Anlagen mit niedrigen Wirkungsgraden, sodass Lebensmittel in Kroatien zwar von guter Qualität, aber auch teurer sind als in den meisten EU-Staaten. Insgesamt ist die Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie in Kroatien mit einem Anteil von 25 Prozent an der Wertschöpfung der größte Zweig des verarbeitenden Gewerbes überhaupt.

Um im EU-Wettbewerb mithalten zu können, muss Kroatiens Ernährungswirtschaft, besonders die Getränkeindustrie, investieren. Hier bieten sich Chancen für Lieferanten von Ausrüstungen und Technik ebenso wie für Investoren, zumal über die günstigen Marktpositionen kroatischer Unternehmen in den übrigen Balkanländern ein großer Markt erreicht werden kann. Ein Beispiel für die Kosten der extrem ungünstigen Agrarstruktur und der auf kleine Erzeuger verteilten Produktion ist die Milchwirtschaft, in der die Zersplitterung bei den 40 Molkereien erhebliche logistische Probleme und Kosten verursacht.

Im Lebensmitteleinzelhandel ist der Kampf um die Vorherrschaft auf den Märkten Südosteuropas in Gang gekommen. Aus dem Ausland sind in Kroatien neue Niederlas-

sungen nach dem EU-Beitritt zu erwarten. Das mit Abstand führende Unternehmen ist die vertikal integrierte Agrokor-Gruppe mit ihrer Handelskette „Konzum“. Allein „Konzum“ hält landesweit einen Marktanteil von knapp einem Drittel; ihr folgt mit großem Abstand die inländische Handelskette „Plodine“ und auf dem dritten Platz „Merkator“ aus Slowenien. Aus Deutschland ist die Schwarz-Gruppe mit „Kaufland“- und seit 2006 auch mit „Lidl“-Märkten vertreten. Unter den ersten zehn befindet sich mit der österreichischen Billa-Kette ein weiteres ausländisches Unternehmen. Der kroatische Handel befindet sich noch überwiegend in inländischer Hand, wobei die „Konzum“-Kette des Agrokor-Konzerns 2009 mit Abstand führend war. „Konzum“ hat auch viele Eigenmarken, deren Inhalt zum Beispiel bei Milchprodukten auch aus Deutschland bezogen wird.

Angesichts der Herausforderungen des EU-Beitrittes wird Kroatien in den kommenden Jahren auch Herstellern von Maschinen zur Getränkeverarbeitung Geschäftschancen bieten, besonders bei Anlagen zum Verkapseln und Etikettieren von Getränkeverpackungen. Die Lieferanten kommen bisher aus Deutschland und Italien, bei Brauereianlagen aus Belgien.

*Dietmar Stutzer (KK)*

## Tragen heißt Weitertragen

So hielt es der heilige Gunther mit seinem Glauben

Der im Böhmerwald und im grenznahen nördlichen Bayerischen Wald als Heiliger verehrte Günter/Gunther (ca. 955–1045) entstammte dem thüringischen Adelsgeschlecht der Grafen von Schwarzburg-Käfernburg und war mit dem damaligen deutschen König (und späteren Kaiser) Heinrich II. verwandt. In der historischen Literatur wird er als Missionar, Diplomat, Friedensstifter sowie Wege- und Brückenbauer zwischen den Nationen bezeichnet. Bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahr wirkte er als thüringischer Gaugraf im weltlichen Bereich, aus dem er sich 1005 zurückzog, um in das Benediktinerkloster Niederaltaich an der Donau einzutreten.

Drei Jahre später zog er als Einsiedler in die Nähe von Lalling nahe der böhmischen Grenze, im Jahre 1012 gründete er mit weiteren Benediktinern das Kloster Rinchnach ebenfalls nahe der böhmischen Grenze,

das durch umfangreiche Rodungen zur ersten Siedlung im mittleren Bayerischen Wald wurde. 1040 verließ er das Kloster und lebte wieder als Einsiedler unterhalb des Guntherfelsens beim Böhmerwälder Ort Gutwasser, wo er 1045 starb. Sein Leichnam wurde auf Veranlassung des böhmischen Herzogs Bretislav ins Kloster Breunau (Brevnov) bei Prag überführt und dort begraben.

Gunther war stets in Verbindung mit den politischen Größen seiner Zeit und wurde von ihnen immer wieder mit Aufträgen bedacht: Missionierung mit Klostergründung in Ungarn oder bei den slawischen Liutitzen z. B., er war Vertrauter und Ratgeber für König und Kaiser, und er führte diplomatische Verhandlungen vor allem zwischen deutschen und tschechischen Fürsten. Er wirkte aber auch segensreich für seine unmittelbare Umgebung: So veranlasste er weitere Rodungen und Klostergründungen im „Nordwald“, wie das Gebiet damals genannt wurde, und vor allem den Bau des „Gunthersteiges“, der als Handelsweg von der Donau bis nach Prag führte, quer durch die Wildnis von Bayerischem und Böhmerwald.

Dem Leben und Wirken dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit ist bis zum 30. November eine zweisprachige Ausstellung in der Galerie des Adalbert-Stifter-Zentrums in Oberplan (Horní Planá) im Böhmerwald unter dem Titel „Ein Einsiedler-Diplomat – Der heilige Günter“ gewidmet, erstellt von der in Schüttenhofen (Sušice) im Böhmerwald lebenden Künstlerin Zuzana Jonová und finanziert vom Kulturreferenten für die böhmischen Länder beim Adalbert Stifter Verein in München. Das Adalbert-Stifter-Zentrum befindet sich in der Jiráskova-Straße 168.

(KK)



## „Durchaus Ungewöhnliches passiert“

Sommer-, Stiftungs- und Jubiläumsfest im Haus Schlesien

Das Sommer- und Stiftungsfest von Haus Schlesien gibt es in jedem Jahr. Doch die Verbindung mit einem Doppeljubiläum steigert natürlich die Attraktivität dieses traditionellen Ereignisses. Wenn nämlich zur Feier des Tages neben dem umfangreichen Kulturprogramm mit Musik und Tanz auch ein Dankgottesdienst in der Emmaus-Kirche von Königswinter-Heisterbacherrott und eine offizielle Eröffnungsveranstaltung mit prominenten Gästen geplant ist, wollen möglichst viele Besucher dabei sein.

Den Gottesdienst feierte Pfarrer Dr. Holger Weitenhagen, die beeindruckende Predigt hielt Pfarrer Tomasz Stawiak von der Friedenskirche in Jauer/Jawor. Diese Kirche gehört übrigens seit 2002 zum Weltkulturerbe der UNESCO. Der polnische Pfarrer betonte: „Ich weiß, dass in der letzten Zeit etwas durchaus Ungewöhnliches passiert ist. Nachdem das schlesische Land fast alle seine Bewohner verloren hatte und nachdem man 40 Jahre lang darüber nicht hat sprechen dürfen, lebt heute eine neue Generation von Menschen, die an dieser Stelle wieder ihre Heimat finden.“

Der Präsident von Haus Schlesien e. V., Reinhard Blaschke, eröffnete die Jubiläumsfeierlichkeiten mit den Worten: „Unser diesjähriges traditionelles Sommerfest haben wir heute mit dem Jubiläum 40 Jahre Verein Haus Schlesien und dem 35jährigen Bestehen dieses Hauses verbunden. Vielleicht für einen Tag etwas zu viel, aber die Vergangenheit gibt Anlass dazu.“

Haus Schlesien beherbergt ein Kultur- und Bildungszentrum mit einer Tagungs- und Begegnungsstätte, einem Dokumentations- und Informationszentrum für schlesische Landeskunde, einer Präsenzbibliothek sowie Gastronomie und Logis. Der ehemalige Fronhof auf den Rheinhöhen in Königswinter-Heisterbacherrott wurde

durch den unermüdlichen Einsatz und das Engagement der Schlesier zu einem kulturellen Schmuckstück der Region. Die Jubiläumsveranstaltung hatte ein zahlreiches Publikum, darunter Ehrengäste wie der stellvertretende Landrat des Rhein-Sieg-Kreises, Rolf Bausch, der Bürgermeister der Stadt Königswinter, Peter Wirtz, und der Bürgermeister der Stadt Bonn, Horst Naaß.

Die Besucher konnten sich im Dokumentations- und Informationszentrum Haus Schlesien davon überzeugen, wie facettenreich die Geschichte, Kultur und Kunst Schlesiens für die Gegenwart und Zukunft aufbereitet und bewahrt wird. Die einen nahmen an kostenlosen Führungen durch das Haus und die Sonderausstellung mit Skulpturen des polnischen Künstlers Stanisław Wysocki teil (siehe unser voriges Heft KK 1334), die anderen stöberten im antiquarischen Bücherangebot, und alle genossen die kulinarischen Köstlichkeiten. Fragen rund um die schlesische Kulturgeschichte oder die Sammlungsschwerpunkte des Hauses beantworteten die Leiterin Nicola Remig und ihr Team.

Unter den Besuchern befanden sich viele langjährige Vereinsmitglieder, treue Freunde und Unterstützer des Hauses, die immer wieder gerne nach Königswinter kommen. So erinnerte sich Sigrid Seibt, die nordrhein-westfälische Landesfrauenreferentin der Landsmannschaft Schlesien, gerne an die früheren Stiftungs- und Jubiläumsfeste des Hauses, an deren Vorbereitung sie mitgewirkt hat. Sie schätzt heute insbesondere die gute Zusammenarbeit mit den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Der gebürtige Glatzer Dr. Joachim Sobotta, langjähriger Chefredakteur der „Rheinischen Post“ und OKR-Vorstands- bzw. Kuratoriumsmitglied, hat bisher noch keine Feierlichkeit von Haus



*Unter Sieben-  
gebirglinden  
im rheinischen  
Fronhof frönte  
man schlesischer  
Vergnügungen:  
Trachtengruppe  
Fröhlicher Kreis*

Bilder: der Autor



Schlesien verpasst. Auch diesmal war das „Uralt-Mitglied“ (wie er sich selbst nannte) mit von der Partie und zeigte stolz seinen Mitgliedsausweis mit der Nummer 84.

Sämtliche Beteiligten hatten ihre Freude an dem unterhaltsamen Musik- und Tanzprogramm, das Heinz Stirken, der Geschäftsführer von Haus Schlesien, moderierte. Bernadette Grüne-Glatki, die Leiterin der Trachtengruppe Fröhlicher Kreis, bekannte, dass es für sie und ihre Mitstreiterinnen und

Mitstreiter eine große Ehre sei, bei dieser Jubiläumsfeier des Hauses auftreten zu dürfen. Traditionell und lebendig ging es auch bei der Aufführung der Tänzerinnen und Tänzer der von Michael Knappe betreuten Brückenberger Trachtengruppe zu. Die Gruppe „Blechsaden“ aus Königswinter, die Bläserfreunde Niederdollendorf sowie das offene Singen sorgten für weitere musikalische Höhepunkte.

*Dieter Göllner (KK)*

## **Licht der „dunklen Wälder und kristallinen Seen“**

Jahr für Jahr strahlt es in Schloss Burg an der Wupper

„Tradition, Brauchtum und Gedenken zu pflegen bedeutet nicht, die kalte Asche weiterzugeben, sondern das Feuer und die Flamme im Herzen der Nachfolgenden zu entzünden“, betonte Gregor Golland, Mitglied des Landtags von Nordrhein-Westfalen, bei der Kundgebung im Rahmen des diesjährigen „Kleinen Ostpreußentreffens“ der nordrhein-westfälischen Landsmannschaft auf Schloss Burg an der Wupper. Für das nunmehr 17. Treffen wählten die Veranstalter ein Zitat von Kaiser Ferdinand I. (1556–1564): „Gerechtigkeit möge walten, damit die Welt nicht zugrunde gehe.“

Auf dem Plateau vor der Gedenkstätte der deutschen Heimatvertriebenen fand ein buntes Kulturprogramm mit Musik und Tanz statt. Das Platzkonzert mit bekannten Märschen und Volksweisen wurde auch diesmal von den Dabringhausener Musikanten bestritten. Mehrere Frauen, darunter auch jene aus der Kreisgruppe Remscheid, hatten zur Feier des Tages ihre schönen ostpreußischen Trachtenkleider und Bernstein-Ketten angelegt. Bernstein in all seiner Pracht konnten die Besucher auch an einem der Stände bewundern. Interesse weckten die zahlreichen Publikationen und



*Die Sonne feierte mit: Gute Laune und feierliche Stimmung halten sich beim „Kleinen Ostpreußentreffen“ stets die Waage*

Bild: Dieter Göllner

Dokumentarfilme rund um das „Land der dunklen Wälder“ sowie CDs mit Märschen und Volksliedern.

Beeindruckende Momente der Begegnung waren u. a. das Trompetensolo von Frank Braun, die Klänge der Königsberger und der Breslauer Glocken sowie das zeremonielle Totengedenken.

Höhepunkt der von Dr. Dr. Ehrenfried Mathiak, dem Ehrenvorsitzenden der Landsmannschaft Ostpreußen NRW, eröffneten Kundgebung auf Schloss Burg zu Füßen

des Reiterstandbildes von Graf Engelbert II. von Berg und Erzbischof von Köln war der Festvortrag von Gregor Golland, Mitglied des Landtags von Nordrhein-Westfalen. Der 1974 in Brühl bei Köln geborene Sohn ostpreußischer Eltern forderte die Vertreterinnen und Vertreter der Erlebnisgeneration auf, den Mut zu haben, über ihr Schicksal und das ihrer alten Heimat zu sprechen: „Es gilt heute mehr denn je, das Erinnern wachzuhalten und nicht die Deutungshoheit der Geschichte ändern zu überlassen. Wer von Ihnen möchte, dass sich die kommenden Generationen noch an Ostpreußen erinnern, der muss spätestens jetzt selber anfangen, davon zu sprechen.“ Ostpreußen sei – so Golland – wie andere ehemalige deutsche Ost- und Siedlungsgebiete „nicht nur ein wunderschönes Stück Natur, ein bezaubernder Landstrich, bei dem Gott ein besonders glückliches Händchen hatte, nein, es ist mehr.“ Veranstaltungen wie diese tragen dazu bei, dass die Geschichte, die Landschaft, die Kultur und die Menschen des historischen Deutschen Ostens nicht in Vergessenheit geraten. „Die Zukunft zu gestalten ist unsere Aufgabe, egal wie jung oder alt wir sind“, schloss Golland.

(KK)

## „Die Gerufenen“ im Siegburger Kreishaus

„Die Heimatgebiete der Vertriebenen und viel mehr noch ihre Siedlungsgeschichte, die bis tief ins Mittelalter zurückreicht, liegen für die meisten Deutschen im Dunkeln. Diese Dunkelheit wollen wir mit der Ausstellung ‚Die Gerufenen‘ ausleuchten“, betonte BdV-Generalsekretärin Michaela Hriberski bei der Eröffnung der Wanderausstellung der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen in Siegburg.

Die Dokumentarschau stellt deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa über einen Zeitraum von rund 800 Jahren dar und

rückt dabei halb Europa in das Blickfeld der Betrachter. Anhand der unterschiedlichen Exponate wird der hohe Stellenwert der deutschen Kultur und Tradition in vielen osteuropäischen Regionen deutlich. Das kulturelle Erbe, das die Flüchtlinge, Vertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler aus ihren Heimatländern mitgebracht haben, wird in Deutschland weiter gepflegt.

Die Ausstellung ist im Siegburger Kreishaus bis zum 26. September 2013 zu besichtigen.

(KK)

## **Vom „Kollektivismus“ zum Paroxysmus: Königsberger Architektur**

*Markus Podehl: Architektura Kaliningrada. Wie aus Königsberg Kaliningrad wurde. Materialien zur Kunst, Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, Band 1. Hrsg. vom Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft. Marburg 2012, 420 Seiten, 451 Abbildungen, eine Übersichtskarte.*

Nach der Evakuierung der letzten etwa 20 000 Königsberger aus dem nördlichen Ostpreußen in den Jahren 1948/49 blieb diese nunmehr russische Kaliningradskaia Oblast für mehr als 40 Jahre ein Sperrgebiet, in das sich nur wenige Menschen mit entsprechendem Risiko kurzzeitigen, verbotenen Zugang verschaffen konnten wie 1981 der Königsberger Willi Scharloff. Im Frühjahr 1991 erfolgte die seit 1987 erwartete Öffnung des Gebietes, das seitdem mit einem – auch für die dort Geborenen – kostenpflichtigen russischen Visum bereist werden kann.

Wer als geborener Königsberger in seine Heimatstadt zurückkehrte, war zwar tief erschüttert von dem, was er sah, aber er hatte keine Probleme bei der Orientierung in seiner Stadt: vom Tiergarten an der Hufenallee bis zum Sackheimer Tor, von der Reichsbahnbrücke am Holländerbaum bis zum Roßgärter Tor und dem Dohnaturm am Oberteich, vom Nord- bis zum Hauptbahnhof oder vom Königstor bis zur Universität fand der Besucher hinreichend Zeugen aus der Königsberger Vergangenheit, die er zu einem Bild seiner Erinnerung zusammensetzen konnte, um sich zurechtzufinden. Sogar das Straßennetz und die Trambahnlilien hatten sich, vor allem in dem Ring der Vororte um die Innenstadt, erhalten.

Erschütternd aber war der Blick vom Hotel Kaliningrad in das leere Zentrum der Stadt, aus dem nur die Domruine auf der Kneiphofinsel und das monströse Haus der Räte ostwärts der Fläche, die bis 1968 das Schloss getragen hatte, hervorragten. Über diese Wüste legte sich bedrückend das Straßenkreuz des von Norden

nach Süden breit über den Kneiphof verlaufenden Lenin- und des von Osten nach Westen nördlich des Pregel entlangführenden Moskau-Prospektes. Die trostlose leere Mitte ihrer Stadt einbetoniert von endlosen Plattenbauten – das war der erste Eindruck der Königsberger in den Jahren nach 1991.

Unvorbereitet brauchte aber niemand in die frühere ostpreußische Hauptstadt zu reisen. Seit 1960 bot der „Königsberger Bürgerbrief“ regelmäßig aus erreichbaren Quellen Einblicke in die Entwicklung der Stadt nach 1945. Seit 1978 bis 1986 veröffentlichte das Herder-Institut nicht weniger als vier aufschlussreiche Studien aus der Feder des ausgewiesenen Königsberg-Kenners Peter Wörster, u. a. ein umfangreiches deutsch-russisches/russisch-deutsches Verzeichnis der Straßen- und Ortsnamen. 1994 schloss Peter Wörster diesen Zyklus mit einer Arbeit über „Fragen der Denkmalpflege und der Gestaltung des historischen Stadtbildes“ in Königsberg/Kaliningrad nach 1945 ab.

Wenn also Markus Podehl im Vorwort seines vom Herder-Institut herausgegebenen Buches betont, dass er nun „erstmal“ die Metamorphose des sowjetischen Kaliningrads untersuche, dann wird man wohl genau hinschauen müssen, wenn eine solche Untersuchung ohne die Berücksichtigung oder auch nur Erwähnung der genannten und anderer Quellen auszukommen glaubt.

Indessen zeigt das genaue Studium des Buches, dass hier in der Tat eine Architekturge-schichte vorgelegt wird, die es in dieser Form bisher nicht gegeben hat. Immer wieder hat sich der Besucher, der häufig in seiner Heimatstadt war, gefragt, was sich die neuen Bewohner und ihre politische Führung eigentlich bei der Gestaltung Kaliningrads gedacht hatten. Hatten sie überhaupt gedacht? Was sich von einem bis zum nächsten Besuch veränderte, schien keinem System zu folgen. Ins Auge stachen vor allem die Scheußlichkeiten der Plattenbauten, jener end- und trostlosen Wohnsilos, deren ungepflegte Umgebung jeden städtischen oder gar städtebaulichen Reiz und eine geordnete Planung vermissen ließen. Man reiste jedes Mal

ratlos wieder ab, kaum gewillt zurückzukehren. Markus Podehl, der sich aufgrund seiner Russischkenntnisse des authentischen Quellenmaterials in Kaliningrad bedienen konnte, öffnet den Blick und damit das Verständnis für die Stadt, wie sie seit 1945 bis zum Ende der Sowjetzeit wiederaufgebaut wurde. Deswegen sind die zentralen drei Kapitel über die Etappen im Aufbau von Kaliningrad die stärksten des Buches. Sie erklären vor allem, warum alle Pläne, die Stadt vom Zentrum her wiederaufzubauen, scheiterten, warum sie demzufolge von ihren Rändern her mehr spontan als geordnet Richtung Zentrum wuchs, welche Versuche es gab, im Zuge des Wallrings eine zweite West-Ost-Transversale zu schaffen, und welche Bedeutung das Haus der Räte für eine Neugestaltung des Zentrums haben sollte.

Kritisch muss man die Vorgeschichte und die Beschreibung der Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs beurteilen. Nach einem kurzen Hinweis auf extreme Urteile über Kaliningrad, die von der „Verdichtung eines Alptraums“ (Ralph Giordano) bis zum „oberflächlichen Historismus“ gegen die Vertreter der Moderne reicht, der zum Stadtjubiläum 2005 um sich gegriffen habe, gelangt der Autor in seinem geschichtlichen Rückblick zu der Überzeugung, dass Königsberg bereits nach 1918 „den Weg zu einer kollektivistischen, staatlichen Stadtplanung beschritt“ und „dass die moderne Architektur Kaliningrads... einem epochalen internationalen Grundkonzept der Modernen Architektur entspricht, dessen Inhalte bereits im Königsberg der 1920er Jahre thematisiert wurden und sich hier unter anderem in den Gebäuden Hanns Hopp manifestierten.“

Nach Podehl begann nach den Revolutionen 1917 bis 1919 in Königsberg „ein Zeitalter des Kollektivismus, das sich im sozialistischen Kaliningrad fortsetzte. Dabei meint Kollektivismus hier ein Handeln aus einem herrschenden, speziellen modernen Denken heraus. Dieses definiert sich als fortschrittsorientiert, utopisch, revolutionär, rationalistisch und deterministisch; es behauptet den Vorrang des Kollektivs vor dem Einzelnen und gründet auf ein materialistisches Weltbild.“ Begründet wird diese erstaunliche These für die 1920-er Jahre mit dem Einzug des Bauhauses in Königsberg und den Bauten von Friedrich Lahrs (Landesfinanzamt) und Hanns Hopp (Parkhotel), für die Zeit des

Nationalsozialismus mit der Siedlungspolitik und der NS-Wohnbauideologie.

Der „Gleichschritt auf Kollektivismus-Kurs“ bedeutet für Podehl zugleich eine „faktische Kontinuität der Stadtgeschichte ..., deren Ausgangspunkt um das Jahr 1917 liegt. ... Königsberg als eine Stadt der Moderne zeichnete sich in den Parkanlagen Schneiders ab, in den weißen Kuben der Ostpreußischen Mädchengewerbeschule, des Parkhotels, der neuen Anatomie und des Staatsarchivs, aber ebenso in den typisierten Siedlerhäusern und den weiträumigen Kompositionen der Nazi-Stadtplanung.“

Inwieweit die von Podehl aufgestellte architekturgeschichtliche Kontinuitätsthese zutrifft und für die Beurteilung der Baugeschichte nach 1945 hilfreich ist, mag jeder Leser selbst entscheiden. Spannend wird die Lektüre, wenn ab Kapitel II anhand von gut aufbereitetem Karten- und Bildmaterial zunächst die Planungsetappen für den Aufbau des sowjetischen Kaliningrad erläutert werden. Schlüsselfigur der ersten Phase ist Dimitrij Navalichin, der Hauptarchitekt der Stadt Kaliningrad von 1947 bis 1955. Seine Gestaltungspläne zeigen die Kreativität seiner Ansätze, aber auch das Ringen um den richtigen Weg zwischen Erhalt oder Abriss des deutschen Erbes. Schon der Planungsstand für das Stadtzentrum von 1954 bis 1958 zeigt auf der Lomse (übrigens nicht Lohmse, wie Podehl ständig schreibt) das Zentrale Stadion, das nunmehr bis 2018 gebaut werden soll.

Die Realität jedoch stand den schönen damaligen Planungen widrig entgegen: „Von der geplanten Stadtraumsequenz vom Bahnhof zum Platz des Sieges konnte damals kaum etwas verwirklicht werden. ... Ein umgekehrter Prozess (fand) statt: Ausgehend von den Randbezirken wurde die Stadt auf das (leere) Zentrum hin gebaut.“ Diesen Prozess der neoklassizistischen „stalinistischen Architektur“ begleitet Podehl detailliert am Beispiel zahlreicher Gebäude und mit reichem Fotomaterial u. a. in Ratshof, auf den Hufen und Amalienau, in Ponarth und Rosenau. Allerdings hatte diese Architektur ihre Nachteile. Chruschtschow prangerte sie nach dem Tode Stalins auf einem Baukongress 1954 als Kalininger „Kolonnaden-Schnörkel-Architektur“ an. Sie war nicht nur nicht geeignet, den erforderlichen Wohnraum für die Bevölkerung zu sichern, sondern auch anfällig wegen des Fehlens einer handwerklichen Tradition westlicher Prägung.

Navalichin sah dieses Problem. „Er forderte daher allgemein eine Steigerung des Niveaus des Bauhandwerks in der Außengestaltung der Fassaden, in der Ausführung von Details, eine richtige Ausführung der Dachrinnen und Abwasserrohre, der Qualität des Fassadenanstrichs. Aber durch wen? Navalichin kämpfte für eine Vision, die gebunden war an eine starke Handwerkertradition, an nicht im Handumdrehen erlernbare Maurer-, Steinmetz-, Spengler-, Maler- und Stukkateurtechnik.“ Ähnliche Probleme stellten sich hinsichtlich der „Gestaltung der Außenanlagen und Grünflächen, ... der Bürgersteige, Innenhöfe, der Hausgrundstücke, Einfriedungen, der Straßenzugänge zu den Häusern“ etc. Für solche Arbeiten ausgebildete Berufszweige gab es nicht.

Es folgte die Wende vom Backstein zum Großblock aus Beton mit den als Plattenbauten bekannten, industriell gefertigten Großblockbauten, die zunächst noch an die vergangene Epoche erinnernde Großblockhäuser schuf, bald aber – wie auch in Moskau – zu Anlagen gigantischen Ausmaßes voranschritt, um normierten Wohnraum für Tausende von Bewohnern zu schaffen. So wurden der Tragheim, der Steindamm und der Vorderrossgarten westlich und östlich des Schlossteiches und der Habersberg südlich des Pregels und damit zunehmend das Zentrum bebaut und geprägt, wie es die Planung des Stadtarchitekten Vladimir Chodakovskij von 1964 vorsah.

In diese Zeit fällt auch die Debatte um die Ruine des Königsberger Schlosses, für deren Erhalt sich Stadtarchitekt Chodakovskij einsetzte. Als Parteichef Leonid Breschnev 1965 die Schlosssprengung entschied und ein Brief Chodakovskijs an ihn unbeantwortet blieb, trat dieser von seinem Amt zurück, ein bewundernswert mutiger Mann.

Ganz neue Erkenntnisse erhält der Leser aus dem Kapitel über die Neuplanung des Zentrums als „Akropolis der Moderne“, zu der sich das Haus der Verbindungen auf dem Gesekusplatz, das Hotel Kaliningrad auf der Junkerstraße und das Haus der Räte östlich des ehemaligen Schlossareals oberhalb des Kneiphofs zusammenfügen. Besonders der Erklärung der Konzeption des Hauses der Räte widmet der Autor viel Raum, wobei er einerseits mit seinen Vergleichen selbst auf Beispiele wie Brasilia oder aus der italienischen Renaissance (Gub-

bio) zurückgreift, andererseits aber auch dem Zentralen Platz von Kaliningrad seine heute „unübersehbare Dysfunktionalität“ bescheinigt. Dass der Bau, dem der Autor eine große Zuneigung entgegenbringt, schon 1985 zum Stillstand kam, verdankt er einem von Moskau verfügten fünfjährigen Baustopp für öffentliche Gebäude im Anschluss an die teuren Olympischen Spiele von 1980, an dessen Ende auch die Sowjetunion aus der Geschichte verschwand. Seit Anfang der 1990-er Jahre ist der Komplex Gegenstand privater Geschäftsspekulationen.

Die Fülle des Materials, die Markus Podehl facettenreich aufbereitet, ist zu umfangreich, um ihr an dieser Stelle auch nur annähernd gerecht zu werden. Man kann immer wieder auf dieses Buch zurückgreifen, um sich architektonischer Besonderheiten der sowjetischen Zeit Kaliningrads zu versichern, auch wenn das nicht bedeutet, dass diese Kenntnis mit ästhetischem Wohlgefallen einhergeht. Mit der Perestroika besann man sich wieder der Architekturdenkmäler aus deutscher Zeit und legte 1989/90 einen Schutzzonenplan fest. Dieser „bildete den Schlusspunkt in der Planungsgeschichte des sowjetischen Kaliningrad“. Der Weiterbau von Kaliningrad ist für Markus Podehl „Nachgeschichte“, vor allem im Hinblick auf das Stadtjubiläum 2005, mit dem Bau der großen Einkaufszentren, der Neugestaltung des Platzes des Sieges, der Renovierung des Königstores, dem Bau des Fischdorfes und den Plänen für den Wiederaufbau des Schlosses. Ob das der neue Weg in eine andere Moderne ist, in eine moderne Symbiose von Kaliningrad und Königsberg, wird die Zukunft zeigen.

Klaus Weigelt (KK)

## Docta Silesia

*Eberhard Günter Schulz: Leuchtendes Schlesien. Betrachtungen zu Ereignissen und Persönlichkeiten. Hg. von Viola Plump und Ulrich Schmilewski. Bergstadtverlag W.G. Korn, Görlitz 2013, 288 Seiten, 21 Euro*

Eberhard Günter Schulz verstarb am 3. August 2010 in Marburg. In seinen letzten Lebensjahren plante er, seine in vielen Publikationen verstreut

ten Beiträge – darunter zahlreiche in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ – mit schlesischer Thematik in einem Band zu versammeln. Dieses Vorhaben konnte erst jetzt verwirklicht werden.

Dank der bereits so gut wie fertiggestellten Vorarbeit waren keine Fragen mehr zum Inhalt zu klären, es waren wie so oft die Fragen der Finanzierung, für die hier der Verein der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V. einsprang und als Herausgeber das Würzburger Kulturwerk Schlesien selbst. Es sind Einrichtungen, die sich auch besonders mit dem Namen des Autors verbinden, war er doch Vorsitzender des Stiftungsrates und Erster Vorsitzender des Vereins der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien e. V.

Schulz war Philosophieprofessor an der Duisburger Universität, aber letztlich auch seiner Herkunft wegen – er stammte aus Neusalz an der Oder – sehr engagiert dem Osten zugewandt. Im soeben erschienenen Band geht es im ersten Teil um Aufsätze über wichtige Ereignisse der schlesischen Geschichte und Kulturgeschichte, „die durch ein gemeinsames Band philosophischer Überzeugungen, historischer Beurteilungen und anthropologischer Einsichten verbunden sind. Der zweite Teil vereint Geburtstagsadressen, Würdigungen und Nachrufe auf bedeutende Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur, die sich um die Bewahrung, Erforschung und Pflege des schlesischen Beitrags zur deutschen Kultur verdient gemacht haben.“

So bildet das Buch eine wertvolle Fundgrube von Informationen nicht nur hinsichtlich der schlesischen Kulturgeschichte sondern auch zu Personen und Institutionen, die sich in den Jahrzehnten der Vertreibung um das schlesische Kulturerbe verdient gemacht haben.

(KK)

## Mutig und still

*Matthias Buth, Günter Kunert (Hg.): Reiner Kunze. Die wunderbaren Jahre. Von Deutschland nach Deutschland. Ein Lesebuch. Verlag Ralf Liebe, Weilerswist 2013, 312 S., 20 Euro*

Eine Lektüre, verstörend und begütigend zugleich, wie das Erwachen aus einem Albtraum: ein „Lesebuch“ für einen Meister des klaren

deutschen Wortes in einem der trübsten deutschen Staaten, die es gegeben hat. Geschenkt haben es Reiner Kunze zu seinem 80. Geburtstag Bewunderer, Weggefährten und Freunde, und schon die nachgerade barocke Titelei gibt einen Eindruck von der gewollten Vielfalt und gefühlten Einstimmigkeit dieses Chores: „Dichter dulden keine diktatoren / neben sich / Reiner Kunze / Die wunderbaren Jahre / Von Deutschland nach Deutschland / herausgegeben von Matthias Buth und Günter Kunert“.

Da würdigen Germanisten wie Birgit Lermen und Walter Hinck die Verskunst des Dichters, der es aus eigener widerständiger Kraft zum gesamtdeutschen Autor gebracht hat zu einer Zeit, als so etwas noch ins Reich der Vergangenheit oder der Utopie verwiesen wurde. Da schildern Gabriele Stötzer oder Karl Corino, Udo Scheer oder Toni Pongratz die Tribulationen, die Kunze und seine Texte durchzumachen hatten, ehe diese erscheinen konnten, auf der einen oder der anderen Seite der Mauer. Da bewundern Lutz Rathenow oder Marko Marin, Michael Wolffsohn oder Uwe Grüning den aufrechten Gang des Dichters gegen den Staub- und Drecksturm aus DDR-Behördenstuben und das vorbildhaft mutmachende Potential seines unbeirrt wahrheitsbemühten Lebens und Schreibens.

Grüning erinnert Peter Huchels Ausspruch: „Den Kunze mag ich, weil er so mutig ist.“ Die Begünstigung des hochgeehrten Lyrikers sei ihm merkwürdig vorgekommen, weil er nicht auf Anhieb begriffen habe, wie bitter notwendig es gerade in jenem System war, ästhetische und moralische Qualität zusammenzudenken. Der – zeitweilig als einziger solidarische – Freund Wulf Kirsten wiederum denkt den Zusammenbruch des Systems von den Fällen Wolf Biermann und Reiner Kunze her; deren Ausweisungen und die Reaktionen darauf haben die scheinbar zementierten Verhältnisse ins Wanken gebracht, was gar nicht mehr allgemein bekannt ist „und Nachhilfestunden in deutsch-deutscher Geschichte fortwährend, fortlaufend sehr nötig macht“.

Auch der Mitherausgeber Matthias Buth hat diese Notwendigkeit erkannt und baut sein Schlusswort zu einem Exkurs aus, in dem er zeithistorisch stringent belegt, wie bitter recht Reiner Kunze hatte und hat: „In den ersten Jahren nach unserer Übersiedlung habe ich einmal gesagt, manche Leute in der Bundesrepublik wüssten nicht, was sie haben, und einige

können mir das bis heute nicht verzeihen. Leider sehe ich keine Veranlassung, meine Meinung zu revidieren.“

Was aber die Leute in jener trüben deutschen undemokratischen Republik eben nicht hatten, ja was ihnen genommen und was ihnen angetan wurde, zumal denen, die den Blick und das Wort dafür hatten, bezeugen alle an diesem Buch Beteiligten aus eigener Erfahrung und mit Zitaten aus den Texten des Geehrten. Die allgemeine Geschichtsvergessenheit erschüttern können zumal die Erinnerungen eines mit 48 Jahren mutmaßlich an den Folgen der Stasi-Sonderbehandlung gestorbenen Dichters: Jürgen Fuchs beeindruckt schon durch den ganz unpräzisen mündlichen Stil, wenn er die bedingungslose Forderung an die eigene widerständige Haltung stellt: „Dass dies gebraucht wird wie Brot, würde ich sagen, wie Luft zum Atmen, ist schon wieder eine Phrase, aber so etwas in der Art.“ Auch er ein „stillere Deutscher“, wie Wolffsohn Reiner Kunze nennt, bei diesem ist gerade die Stille zum Nachdenken und Sagen geronnen, und dabei geht er, wie Günter Kunert bemerkt, „mit jedem Wort um, als sei es eben erst erfunden worden“.

Auch das muss man wissen wie vieles andere, etwa wie Grenzkontrollen funktionierten oder die von der Stasi klammheimlich verhängte Sippenhaft, wie Angst einem jene „Luft zum Atmen“ nahm und Funktions- wie Würdenträger sich mit Macht um das Gegenteil von Würde bemühten: wissentlich bei ihren Opfern und unwissentlich bei sich selbst. Ist es heute noch auszudenken, was ein Hermann Kant als damals noch stellvertretender, späterhin großmächtiger Vorsitzender des DDR-Schriftstellerverbandes 1976 dem aus dem Land gehetzten Dichter hinterherkeifte? „Kommt Zeit, vergeht Unrat!“ Das hat im ausgehenden 20. Jahrhundert einer gesagt, als hätte es dieses Jahrhundert nicht gegeben, und dieser eine hält sich dem Vernehmen nach auch heute noch für einen Schriftsteller, trotz des Systems, das ihn dazu gemacht und an dem er mitgemacht hat bis dorthin, einen Menschen als Unrat zu bezeichnen. Wäre er jemals einer gewesen, er hätte längst verstummen müssen vor Scham.

Es ist das schier Unerträgliche, das dieses Buch so wichtig macht, ertragen und sogar genießen aber kann man es kraft der Einsicht, dass die stille Gelassenheit Reiner Kunzes und

seiner Weggefährten gesiegt hat. Ja man mag eine 1974, als der Dichter in der DDR schon fast jenseits der Marginalisierung stand, in der Bukarester „Neuen Literatur“ erschienene und gebührend elaborate Rezension von Franz Hodjak heute mit einem ebenfalls stillen Lächeln lesen eingedenk der rührend ungelentken Mühe um „eine gründliche Abrechnung mit allen Reminiszenzen bürgerlicher, vorurteilsbeladener Denkweise, die sich ... in einer ungemäßen Rezeption des Marxismus-Leninismus selbst äußern können“.

Eine gemäße Rezeption zu wünschen ist dafür diesem Buch, indem die Leser ihm mehr Sorgfalt angedeihen lassen als Lektorat und Korrektrat, und das im ureigenen Interesse, denn was drinsteht, muss man nicht nur wissen, man muss es auch wissen wollen.

*Georg Aesch (KK)*

## **Geschichte muss gegenwärtig gemacht werden**

Das diesjährige 11. Seminar für lettische Studenten und interessierte Gäste an der Universität in Libau/Liepaja befasste sich erfolgreich mit der baltischen Geschichte und den Deutschen. Trotz des sonnigen Wetters füllten etwa 45 Studenten aus allen Universitäten und Sprachschulen Lettlands und mehr als 25 deutsche und lettische Gäste den Vortragsraum bis auf den letzten Platz. Einige Deutschbalten waren extra aus Deutschland angereist.

Detlef Henning (Lüneburg), Leiter der Tagung, begrüßte alle Teilnehmer und gab eine Einführung in die baltische Geschichte. Dr. Vija Stikane (Treiden/Riga) sprach nach der Diskussion und der kurzen Kaffeepause über Altivland und die Zeit von 1180 bis 1561. Dr. Marite Jakovleva (Riga) behandelte das Baltikum unter Polen und Schweden (1561 bis 1795). Dr. Sandra Gintere (Evangelische Akademie Riga) schilderte die Reformation im Baltikum und den damit verbundenen großen Umbruch in der Bevölkerung. Professor Dr. Guido Straube (Riga) berichtete über die Zeit des Baltikums im Zarenreich und über die Entstehung des Nationalismus (1700–1905). Mit der Revolution von 1905 und der folgenden Zeit bis zur Selbstbestimmung der baltischen Völker 1920 befasste sich Dr. Karlis Kangeris

(Riga). Dr. Marite Jakovleva (Riga) schilderte sehr anschaulich das Alltagsleben in Kurland im 19. Jahrhundert.

Das Referat über die Umsiedlung der Deutschbalten 1939–1941, ihre Hintergründe und Folgen, übernahm Detlef Henning. Am letzten Tag widmete Dr. Raimonds Ceruzis (Riga) seinen Vortrag den Minderheiten in Lettland und herausragenden Deutschbalten in der Zwischenkriegszeit. Das letzte Referat, vorgetragen von Dr. Janis Keruss (Riga), galt dem Zweiten Weltkrieg im Geschichtsbewusstsein der lettischen Gesellschaft.

Alle Referenten hatten Arbeitsmaterial für die Studenten vorbereitet. Dadurch erreichten sie eine aktive Mitarbeit bei den Diskussionen, lebhafter Gedankenaustausch und eine Vertiefung des Gehörten waren die Folge. In den Kaffeepausen, beim Mittagessen oder in der Freizeit wurde weiter diskutiert. Dieses Seminar hat erneut gezeigt, wie wichtig diese Geschichtsinformationen für die baltischen Studenten sind. Finanziert wurde das Seminar vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

*Babette von Sass (KK)*

### **Nicht zieren, sondern schmücken**

*Teschener Trachtenschmuck in Ratingen*

„Nicht nur zur Zierde“ lautet der Titel der von Mgr. Jitka Hrickova betreuten aktuellen Sonderausstellung im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel. Erstmals hat die deutsche Öffentlichkeit Gelegenheit, prachtvolle Schmuckstücke aus dem Teschener Land zu sehen und deren Geschichte zu erfahren. Teschen/Cieszyn ist der im Süden Polens gelegene Teil der polnisch-tschechischen Doppelstadt Cieszyn/Ceský Tešín. Trachtenschmuck aus dem Teschener Schlesien hat Tradition.

Interessant ist, dass die Schmuckstücke – wie übrigens auch die Teschener Tracht – auf die städtisch-adlige Renaissance mode zurückgeht. Im Laufe der Zeit wurden die Schmuckstücke auch bei der wohlhabenden Landbevölkerung immer beliebter. So kam es, dass der Schmuck nicht nur die Teschener Tracht ergänzte, son-

dern auch jene anderer Volksgruppen aus der Region. Die Existenz der ersten Teschener Goldschmiedewerkstätten wird in den historischen Quellen des 18. Jahrhunderts nachgewiesen. Die handwerkliche Fertigkeit der Schmiede lässt sich anhand der variantenreichen Formen und Ornamente mit floralen, figürlichen, geometrischen und mythologischen Motiven erkennen. Das feine Drahtgeflecht ermöglicht filigrane Formen. Auch heute wird die besondere Schmuckform aus Teschen von Kennern und Sammlern hoch geschätzt.

Wie Museumsdirektor Dr. Stephan Kaiser bei der Eröffnung betonte, ist die aktuelle Präsentation durch die gute Zusammenarbeit mit den polnischen Partnern – insbesondere mit dem Oberschlesischen Museum in Beuthen/Muzeum Górnoslaskie w Bytomiu (MGB) – zustande gekommen. Ein Großteil der Exponate, die in der Sonderausstellung zu sehen sind, stammt aus der ethnographischen Sammlung der Beuthener Partnereinrichtung, deren Direktor Dr. Dominik Ablamowicz bei der Vernissage in Ratingen anwesend war.

Zur Ausstellung ist ein 80-seitiger Katalog mit vielen farbigen Abbildungen erschienen. Die Sonderschau im OSLM Ratingen ist bis zum 22. September zu besichtigen.

*(KK)*

### **Archiv auslanddeutscher Medien**

Die Internationale Medienhilfe (IMH), die Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Medien außerhalb des deutschen Sprachraums, hat seit 1992 das größte Archiv mit deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften aus dem Ausland aufgebaut. Dieses Archiv war bislang in Hennef bei Köln untergebracht. Nun wurde es in das Internationale Zeitungsmuseum integriert, das sich im Stadtzentrum von Aachen befindet. Damit gibt es jetzt eine neue Anlaufstelle für alle, die sich über die Auslandspresse informieren möchten und auch einmal Exemplare aus aller Welt in Händen halten wollen. Bald kann man den Archivbestand des Museums weltweit über die Internetseite [www.izmarchiv.de](http://www.izmarchiv.de) einsehen bzw. durchsuchen.

*(KK)*



## Das Vaterland an den Schuhsohlen

Tagung der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft über den Dichter und seine Zeit- und Schicksalsgenossen

„Das Dichterwort muss im Mittelpunkt stehen!“ So lautete ein Fazit der 12. wissenschaftlichen Tagung der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft e. V., die zum neunten Mal in der „Wolfsburg“ in Mülheim/Ruhr stattfand. Mit dem Dichterwort beschäftigte man sich eingehend in der Gruppenarbeit über Wiecherts Roman „Die Jerominkinder“. In drei Gruppen wurden unter der Leitung von Dr. Joachim Hensel, Anneliese Merkel und Dr. Bärbel Beutner die Aspekte Heimat,



*Zart gestrichelte Empathie: Porträt Ernst Wiecherts von Emil Stumpp, einem ebenso arg gebeutelten Landsmann*

Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Charaktere der Geschwister Jeromin und Hoffnungsträger Jons Jeromin besprochen. Bei dem anschließenden Austausch im Plenum wurde der Roman als Exegese von Jesaja 32 bezeichnet: „Siehe, es wird ein König regieren, Gerechtigkeit aufzurichten, und Fürsten werden herrschen, das Recht zu handhaben.“

„Geschichte wird in der Literatur festgehalten, und untergegangene Lebenswelten leben literarisch weiter“, äußerte Klaus Weigelt, der 2. Vorsitzende der IEWG, im Anschluss an den Vortrag von Dr. Joachim Hensel, „Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit? Christian Donelaitis und Johannes Bobrowski – zwei Literaten im osteuropäischen Grenzgebiet suchen nach literarischer Identität“. Der Referent ging zunächst auf Wiechert ein, der Heimat als Therapeutikum gegen den lauten, widersprüchlichen Zeitgeist empfinde und seinen Helden einen Rückzug ins Ländliche ermögliche. Bis zu seinem letzten Roman „Missa sine nomine“ werde die Bindung an die masurische Heimat deutlich, und die „Jerominkinder“ sah Hensel als Abschied von der Heimat.

Hensel nahm die Zuhörer auf einen kleinen Spaziergang durch die ostpreußische Literaturgeschichte mit und führte auf, wie Autoren von Agnes Miegel und Hermann Sudermann über Siegfried Lenz und Arno Surminski bis hin zu Ulla Lachauer und Helga Lippelt der Region ein Denkmal gesetzt haben, bedingt durch die Insel- und besonders durch die Grenzlage Ostpreußens.

Christian Donelaitis (1714–1780) nannte er denn auch einen preußisch-litauischen deutschen Dichter, der im memelländischen Grenzgebiet lebte und gewirkt hat. Geboren 1714 in Lasdinehlen bei Gumbinnen, Studium an der Albertina, seit 1743 Pastor in Tolmingkehmen im Kreis Goldap – er wurde geprägt von den „Seelen

dreier Völker“ und schuf sein Hauptwerk, die Versdichtung „Metai“, auf Deutsch „Die Jahreszeiten“, in der er das Leben der Bauern und Scharwerker beschreibt.

Das Werk, das erst nach dem Tode des Dichters gefunden und in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, erschien in neuer deutscher Übersetzung 1966 in München und 1970 in Leipzig. 1949 war eine Herausgabe geplant gewesen, zu der Wiechert ein Vorwort geschrieben hatte.

Sie ist zwar nicht erschienen, aber der Referent konnte aus diesem Vorwort zitieren, und da ist von einer „versinkenden Zeit“ und von einem „schmerzlichen Wandel“ die Rede, „über den von allen noch tröstenden Stimmen am unvergänglichen vielleicht die der Dichter ertönt“.

In dem Roman „Litauische Claviere“ hat Johannes Bobrowski dem preußisch-litauischen Dichterpastor ein Denkmal gesetzt.

Bobrowski, 1917 in Tilsit geboren und 1965 früh verstorben, war in Königsberg ein Schüler von Ernst Wiechert, über den er sich allerdings nicht geäußert hat. Sein Leben war gezeichnet vom Widerstand gegen das NS-Regime, vom Krieg und von einer vierjährigen russischen Gefangenschaft; sein Werk ist geprägt von jener „sarmatischen Welt, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit“, zitierte ihn Bobrowski-Forscher Dietmar Albrecht. Dorthin führen der Roman „Levins Mühle“, und auch in den Gedichtbänden „Sarmatische Zeit“ und „Schattenland Ströme“ überlebt ein versunkenes geistiges Territorium.

Joachim Hensels detailliertes Referat sensibilisierte die Wiechert-Freunde für das präzise Lokalkolorit und für die historische Dichte in den „Jerominkindern“, zumal Anneliese Merkel mit der Lesung ihres Textes „Eine fiktive Begegnung mit Ernst Wiechert im Eulenwinkel“ eine nachhaltige Wirkung

**Von der „versinkenden Zeit“ und dem „schmerzlichen Wandel, über den von allen tröstenden Stimmen am unvergänglichen vielleicht die der Dichter ertönt“**

des Romans bezeugte. Es fiel denn auch die Entscheidung, für die Gruppenarbeit der nächsten Tagung den zweiten Band vorzusehen.

Ein weiteres Werk stand im Mittelpunkt des Vortrags von Dr. Leonore Krenzlin, „Nun, Mutter, schrei! – Vaterlandsgedanke und Opferideen in Ernst Wiecherts Drama ‚Der verlorene Sohn‘“. Das 1933 geschriebene Theaterstück wurde 1934 in Gera und Altona aufgeführt und spielt im Ersten Weltkrieg. Ein Müller-Ehepaar hat zwei Söhne, die beide in den Krieg ziehen. Johannes, der Jüngere, der Liebling der Mutter, verlässt das Elternhaus schon vor Kriegsausbruch. Als die beiden Brüder im Urlaub nach Hause kommen, will Johannes nicht mehr zur Front zurück, aber die Mutter bringt ihn dazu. Johannes gehorcht ihr, bringt auch andere Soldaten zum Durchhalten und findet 1918 den Tod.

Das Stück wurde 1938 nach Wiecherts Entlassung aus dem KZ am Deutschen Theater in Berlin aufgeführt. Ob der „ehrenvolle Soldatentod“ im Sinne des NS-Regimes war, ist überaus fraglich. Sowohl aus den Auslegungen der Referentin wie aus der anschließenden Aussprache ging etwas anderes hervor. Johannes erlebt eine existenzielle Entfremdung, auch bedingt durch die Fronterfahrung, die ihm die Rückkehr ins Elternhaus und in die Arbeits- und Geschäftswelt unmöglich macht. Von daher ist der Tod auf dem Schlachtfeld eine Erlösung von Zwängen und aus einer Art Totenstarre. Das aber gilt für Kameraden und Feinde gleichermaßen, so dass eine internationale Schicksalsgemeinschaft entsteht, keine „Volksgemeinschaft“.

Dr. Marcin Golaszewski schloss den Kreis mit dem Thema „Voraussetzung zum Verständnis der Position des Dichters im



*Die Banalität des menschlichen Dramas: „Schattenland Ströme“, diesmal nicht von Johannes Bobrowski gedichtet, sondern fotografiert in der Ebene des Donautroms von Silke Schwarz*

Bild: siehe Seite 30

Dritten Reich anhand seiner Werke aus den 20er Jahren (der Gedanke des Völkischen)“. Das traumatische Kriegserlebnis prägte Wiecherts Werk, und Golaszewski sprach von einer Zäsur. Wiecherts Einstellung zum Krieg sei ambivalent gewesen. Zum einen macht der Krieg die Menschen zu „Material“ und zerstört die Person, zum anderen wird er als etwas „Schicksalhafter“ hingenommen. Wiechert sei aber auch nach dieser Zäsur bei seiner konservativen Einstellung geblieben, die er erst Ende der 30-er Jahre geändert habe. In den frühen Romanen „Die Flucht“, „Der Totenwolf“ und „Der Wald“ finden sich Heimatverklärung, Nationalismus, Zivilisationskritik und Mythologisierung des Germanentums. Wiechert nannte diese Werke „Lebensfehler“, nicht nur „Kunstfehler“, allerdings auch notwendige Therapie. Golaszewski zitierte Hans Martin Pleßke, der von dem „Misslingen des Lebens“ in Wiecherts frühem Romanwerk spricht.

Es war der IEWG gelungen, den Neffen des Portraitzeichners Emil Stumpp (1886–1941) für einen Abendvortrag zu gewinnen. Die

Zuhörer erfreute das reichhaltige Bildmaterial, besonders natürlich die Wiechert-Porträts. Die Kontakte zwischen Wiechert und Stumpp, der zeitweise auch in Königsberg als Lehrer am Hufengymnasium tätig war, wurden aufgefrischt, und Michael Stumpp machte die Wiechert-Freunde betroffen mit der Erzählung über das Schicksal des Malers. Auch er wurde geprägt und politisiert von den Fronterlebnissen. Seine Karriere als Porträtzeichner führte ihn von Berlin nach Stockholm, Stuttgart und Königsberg und wieder nach Berlin. 32 000 Zeichnungen sind von ihm erhalten, dazu zahlreiche Aquarelle. Er arbeitete für Zeitungen und als Zeichner bei Prozessen und begleitete 1932 die Olympia-Auswahl nach Amerika.

1933 erhielt er Berufsverbot wegen eines „anstößigen“ Hitler-Porträts. 1940 wurde er wegen eines Briefes an einen Mitarbeiter der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ verhaftet und zu einem Jahr Haft verurteilt. Er starb am 5. April 1941. Die Umstände seines Todes und seiner Beisetzung sind erschütternd.

*Bärbel Beutner (KK)*

## „Es war einsam hier, tief, tief!“

Wo Gerhart Hauptmann die lyrische oder gar pathetische Saite anschlug

Immer waren es besondere Anlässe, Erlebnisse und Eindrücke in der Natur, Landschaften, menschliche Schicksale oder Gedanken über das Leben und auch die Welten der Träume, die Gerhart Hauptmann „heimsuchten“ und zu lyrischen Extemporationen veranlasst.

Ein Beispiel für solche schöpferische „Heimsuchung“ ist das Gedicht „Die Insel“, das an den letzten Aufenthalt des Dichters auf Hiddensee im Sommer 1943 erinnert: „Hier, wo mein Haus steht, / wehte einst niedriges Gras: / ums Herz Erinnerung weht, / wie ich dereinst / mit Freunden

hier saß. / Wir waren zu drei'n. / Vor Jahrtausenden mag es gewesen sein. / Es war einsam hier, tief, tief! / So waren auch wir. / Verlassenheit über der Insel schlief. / Dann kam der Lärm, / ein buntes Geschwärm: / entbundener Geist, / verdorben, gestorben zu allermeist. / Und nun leben wir in fremdmächtiger Zeit, / verschlagen wiederum in Verlassenheit. / In meines Hauses stillem Raum / herrscht der Traum.“

In seiner „Zwiesprache“ berichtet C.F.W. Behl, dass Gerhart Hauptmann in Bad Liebenstein in Thüringen „stets in lyrischer Stimmung“ gewesen sei, und führt als Beleg



*Ein Elfenbeinturm ist die Trutz- und Wartburg fürwahr nicht, aber für einen Gerhart Hauptmann der Ort, wo man dem Junker Jörg leibhaftig nahekam*

Bild: AKSL

die Entstehung des Gedichtes „Der Alte Birnbaum“ am 9. Mai 1927 an, als der Dichter auf einem seiner Lieblingswege zum Schloss Altenstein spazierte und dabei einen „uralten Birnbaum und dicht daneben ein kleines junges Bäumchen in voller Blüte“ erblickte. Bernhard Kellermann – so berichtet Behl weiter – habe im Hinblick auf dieses Gedicht die Auffassung vertreten, „das sei das einzige deutsche Gedicht, das ihn in der Diktion und der Gedankenformung an Shakespeares Sonette erinnere“.

In den Jahren 1924 bis 1927, zwischen dem Aufenthalt in Italien und der Übersiedelung nach Agnetendorf, weilte Gerhart Hauptmann in dem kleinen Badeort Bad Liebenstein, dem ältesten Thüringens, da hier der berühmte, aber auch umstrittene Augenarzt Dr. Graf Wisner praktizierte. Ihn suchte Margarete Hauptmann auf, die seit dem Netzhautriß im Jahre 1896 an den Augen erkrankt war. So war der kleine Badeort, der zum Meininger Hof gehörte, in jenen Jahren eine regelmäßige Station auf Hauptmanns Reiseprogramm. Übrigens wurden die Konsultationen später in Bad Eilsen fortgesetzt.

Im August 1925 entstand in der Nähe von Schloss Altenstein ein berührendes Gedicht Hauptmanns: „Verhör ich Hauch und Klang im Buchenwald, / so geistert längst Verschollenes zu mir her: / ein Lockenschimmer, / eine Miene bald, / ein heitres Lachen, / Lächeln tot und schwer. / – In grüner Tiefe schwind ich sinnend hin, / wo Wünsche schmeicheln, / die sich längst erfüllt. / Das, was ich war, eh ich geworden bin, / ist da, ist fort, ich bin von ihm umhüllt. / – Musik? O viel zu rau ist jedes Wort! / Selbst fernste Äolsharfen wären schrill: / was da ist, / ist nicht da und ist nicht dort, / und was da klingt, / es schweigt für immer still.“

Heute erinnert an die Aufenthalte Gerhart Hauptmanns in Bad Liebenstein sein Lieblingsplatz am Schlossberg, der den Namen des Dichters trägt, und eine Gerhart-Hauptmann-Straße im Kurort.

Auch die Beziehungen Gerhart Hauptmanns zur Lutherstadt Eisenach und der Wartburg sind weitgehend unbekannt geblieben, obgleich auch sie in seine Dichtung eingegangen sind und der Dichter in seiner Rede „Der Baum von Gallowayshire“, die er zur Eröffnung der Heidelberger Festspiele am 22. Juli 1928 hielt, davon spricht: „Ich habe in diesem Jahr drei heilige Stätten Deutschlands besucht: Dürers Grab und die Geburtsstätten Johann Sebastian Bachs und Friedrich Schillers.“

Gerhart Hauptmann mit seiner Frau Margarete und dem Freund Max Pinkus machten im Mai 1928 Eisenach einen Besuch. Sie nahmen Quartier im Hotel „Kaiserhof“, und sie besuchten das Weinlokal „Turmschenke“. Die „Eisenacher Tagespost“ vom 8. Mai 1928 teilte mit, dass auf der Wartburg ein Prominententreffen stattfand, und in der Reihe führender deutscher Persönlichkeiten sah man auch „den Nestor des deutschen Bühnenschrifttums Gerhart Hauptmann mit seiner liebenswürdigen Gattin, die von Liebenstein aus der Landgrafenfeste einen Besuch abstatteten“.

Die Wartburg hat Gerhart Hauptmann wohl immer wieder angezogen und ihn besonders beschäftigt. Das zeigt auch ein Text zu einem repräsentativen Bildband „Deutschland“ von Kurt Hielscher, wo der Dichter von der „Wartburg-Architektur“ spricht und ausführt: „Es handelt sich hier um die Sprache des menschlichen Kollektivwesens ... Das Individuelle ist dabei nirgend rein herauszulösen, wenn man auch sagen kann, dass es im Innern eines Zimmers mehr als im ganzen Hause ..., mehr als in einer Stadt zum Ausdruck kommt. Man sehe sich daraufhin das Luther-Stübchen auf der Wartburg an, oder das Eseltreiberstübchen.“

Der Dichter betont in diesem Zusammenhang „das Psychische der Architektur“. Es sei zu klären, „inwieweit Architektur Ausdruck der Seele sei und wieweit sie rückwirkend Seelen beeindruckt und bildet“.

Die Bibelübersetzung, die der Reformator

Luther während seines Aufenthaltes auf der Wartburg 1521/22 leistete, sprach Hauptmann besonders an – als die „machtvollste Emanation deutscher Sprache“, und davon ist in Werken wie dem „Großen Traum“ und im „Dom“ die Rede. Und in dem großen Romanfragment „Der neue Christophorus“ gibt es die Schilderung einer Vision, die der Kastellan Veit Dietrich erlebt: „Als er im Lutherzimmer den Staub wischen wollte, in jenem, wo der Gottesmann sein Tintenfass nach dem Satan geschleudert hatte, und den moderduftigen Raum betrat, fand er den Junker Jörg am Schreibtisch sitzen.“ Luther spricht ihn an: „Höre, Veit! Du musst dich nicht wundern, wenn ich manchmal hierher zurückkehre ... Es ist der einzige Ort, wo ich noch manchmal auf dieser Erde gesehen werden kann ... Wenn ich hier bin, so bin ich immer von etwas Wichtigem geweckt worden!“

*Günter Gerstmann (KK)*

## **Es gibt keine Verbindung – nur noch eine seelische**

Fotografien von Silke Schwarz im Donauschwäbischen Zentralmuseum

Mit Erinnerungen ihres donauschwäbischen Großvaters im Gepäck begab sich die 1985 in Ulm geborene Dokumentar-fotografin Silke Schwarz auf eine Reise durch die Ortschaften Backa Palanka und Obovac in Serbien. Ihre Fotografien geben tiefe Einblicke in das Alltagsleben der Menschen dort.

Die in der Ulmer Ausstellung (bis 6. Oktober) zitierten Erinnerungen von Donauschwaben an die Orte ihrer Kindheit und Jugend kontrastieren mit den aktuellen Bildern. So entspinnt sich ein Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Text und Bild.

Kommentarlos stellen wir deshalb einige der in ihrer Schlichtheit bewegenden Selbstaussagen neben die Bilder von Silke

Schwarz, von denen auch der Titel und Seite 27 einen Eindruck geben.

### **Franz Schwarz:**

*Man hat sich in einem fremden Land als Deutscher gefühlt, da hat man sich gar*



*nichts dabei gedacht. Es war für uns ganz normal, mit unterschiedlichen Völkern zusammenzuleben. Im Oktober 1944 hieß es, alle müssen flüchten, die Russen kommen. Der Hund ist uns hinterher gelaufen, der wollte mit uns fort, aber wir mussten ihn zurücklassen.*

*Das Alte wurde mitgenommen, das Schöne eingegraben. Wir haben alles versteckt, wir dachten ja, wir kommen wieder heim.*

*Nach all dem, was passiert ist, verblassen die guten Erinnerungen. Es hat sich alles verändert, dort gibt es kein Zuhause mehr.*

### **Marlene Uhlarik:**

*Ich habe erst nicht bereut, hiergeblieben zu sein. Aber jetzt, jetzt ist man sehr allein. Wir sind noch 40 vereinzelt Donauschwaben hier in Palanka.*

### **Maria Neumayer:**

*Wir sind zum ersten Mal 1968 in die alte Heimat gefahren. Da sind einem die Tränen gekommen. Es gibt keine Verbindung mehr, nur noch eine seelische. Man ist fremd geworden.*

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Die **Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR** setzt ihre Tagungsreihe „Wege in die Zukunft“ mit Unterstützung des Bundesministeriums der Innern und in Verbindung mit der **Konrad-Adenauer-Stiftung** und der **Landesvertretung der Ungarndeutschen** fort. Vom 16. bis zum 18. Oktober widmen sich im ungarischen Szekszárd/ Sepsárd einschlägig tätige Kulturschaffende und Vertreter entsprechender, grenzüberschreitend aktiver Einrichtungen dem Thema **„Ungarn und Deutsche – Brückenbauer der europäischen Einigung“**.

Durch zahlreiche Schenkungen, Spenden und Ankäufe ist die Sammlung des **Siebenbürgischen Museums in Gundelsheim** in den letzten Jahren erweitert worden. Einige der schönsten und bedeutendsten Stücke werden bis zum 20. Oktober unter dem Titel **„Raritäten, Novitäten“** erstmals der Öffentlichkeit präsentiert. Im Vordergrund stehen die Gattungen Malerei und Grafik, besonders

hervorzuheben sind die Porträts zweier Geschwister von Fritz Kimm.

Etwa 300 Exponate der Sonderausstellung **„Art déco in Schlesien – Porzellan und Glas“** im **Schlesischen Museum zu Görlitz** führen bis zum 31. Oktober vor Augen, wie sich schlesische Hersteller diesem Stil öffneten und ihn als Chance für ihre geschäftliche und künstlerische Entwicklung nutzten. Die Porzellanfabrik Kuno Schlegelmilch in Tillowitz und die Glasfabrik Josephinenhütte in Petersdorf können als wichtigste Vertreter genannt werden.

Im Mittelpunkt des **Westpreußen-Kongresses** vom 28. zum 29. September in der **Ostsee-Akademie** Travemünde steht die Verständigung zwischen Deutschen, Polen und Kaschuben in Westpreußen in Vergangenheit und Gegenwart. Anmeldungen bei der Landsmannschaft Westpreußen, 0 25 06 / 30 57 50 oder [www.westpreussen-online.de](http://www.westpreussen-online.de).

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax (02223) 90660 18  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-  
deutsches kulturelles Erbe bewusst  
und europäischen kulturellen Aus-  
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**